Straußfedern.

Sechster Band.

Berlin und Stettin,
bey Friedrich Nicolai, 1797.

XXIII.

Als Fermer von der Universität zurückgekommen war, ging er zuerst mit hochklopfendem Herzen nach der Straße, in der seine Geliebte wohnte. Er gedachte auf diesem Gange zu verscheiden, so drängte sich ihm das Blut aus allen Adern nach dem Kopfe.

Die Straße war etwas entlegen und er hatte Zeit, unterwegs einige nicht unwichtige Betrachtungen anzustellen. Ist sie mir noch getreu geblieben? sagte er zu sich selbst, — warum habe ich seit langer Zeit keine Briefe von ihr erhalten? — Bei Gott! wenn ich sie treulos fände. —

Mit einem erhitzten Gesicht lief er gegen ein langes Stück Bauholz, das ein Lastträger mit einer unverschämten Miene durch die Gasse trug:

Vorgesehn! rief dieser, als er bemerkte, daß der junge Fermer eben in hitzige Vorwürfe ausbrechen wollte.

Fermer fluchte ein paar mal und fuhr dann in seinen Seufzern fort, denn er sah nun schon das Haus vor sich, ja er glaubte sogar am Fenster eine weibliche Gestalt zu bemerken.

Fermer hatte Vermögen, seine Eltern waren gestorben, er hatte nur wie man zu sagen pflegt, zu seinem Vergnügen studiert, um in der Welt über manches mit sprechen zu können, denn das ist ein Nutzen den man den Wissenschaften nie wird ableugnen können.

Fermer klingelte jetzt, aber ehe ich in meiner Erzählung fortfahre, erlaube mir der Leser eine kleine

Vorrede,

die schon vor dem vierten Bande dieser Sammlung ihren Platz hätte finden sollen; ich schalte sie listigerweise hier ein, damit ich um so mehr versichert bin, daß man sie nicht überschlägt.

Ich habe mir schon oft den Kopf zerbrochen, warum die meisten Leser sich so gar nichts

aus einer Vorrede machen, daß sie gleich immer zum Werke eilen, um nur den Helden der Geschichte recht bald kennen zu lernen, so daß sie darüber den wahren Helden, der den andern hervorbringt, gänzlich vergessen. Ich muß gestehn, daß ich weit mehr Vorreden als Bücher lese, denn die Verfasser schildern sich meistentheils mehr darinne, als sie selber wissen; um mich zu belehren und zu bessern, lese ich daher oft die Vorrede und lasse das moralische, oder politische, oder unterhaltende Buch selber ungelesen. Da ich aber den Werth einer Vorrede so sehr zu schätzen weiß, so sollte es mich eben deswegen sehr kränken, wenn der Leser gegenwärtige, äußerst unentbehrliche Vorrede überschlüge.

Der kritische Leser wird schon aus einigen gelehrten Blättern ersehn haben, daß seit dem vierten Bande ein anderer Verfasser als der des Siegfried von Lindenberg, die Straußfedern fortsetzt, und ich habe schon immer im Stillen gefürchtet, daß aus diesem Grunde (die tausend bessern Gründe ungeachtet), diese Sammlung von Erzählungen dem Leser weniger gefallen möchte, als die drey ersten Bände.

Wenn man es genau überlegt, so ist es für einen Schriftsteller ein sehr schlimmer Umstand, daß er immer von seinen Lesern abhängt, die we-

nigen unter den Deutschen, die es so weit gebracht haben, daß sie gefallen, sie mögen auch schreiben was sie wollen, sind in der That zu beneiden. Wenn ich aber an meine Leser denke, so gerathe ich augenblicklich in eine solche Furcht, daß ich erst eine Weile die Feder niederlegen muß, mich zerstreuen und von der Vorstellung des Lesers erholen, ehe ich weiter schreiben kann. Dem einen sind die Erzählungen nicht unterhaltend, dem andern nicht fein genug; einer tadelt den Vortrag, der andere den Innhalt; ein dritter liest sie gar nicht, sondern recensirt sie nur. Ich bin mit den gewöhnlichen Herzstärkungen der Autoren unbekannt, ich habe keine Freunde, die mich bewundern, und die Welt und ihr Urtheil verachten lehren; ich kenne mich selbst zu gut, um ohne diese Freunde stolz zu seyn und wieder zu wenig, um genau zu wissen, wie viel ich als Herausgeber der Straußfedern werth bin — kurz — ich weiß durchaus nicht, woran ich mit meinem sogenannten geneigten Leser bin.

Vieles in der Welt, besonders aber der Geschmack, beruht bei den meisten Leuten nur auf einem Vorurtheil. Ich sage dies nicht, um mich zu rechtfertigen, sondern nur um den Leser darauf aufmerksam zu machen, wenn er sich etwa in diesem Falle befinden sollte.

Das Vorurtheil ist in der Welt immer noch sehr mächtig, viele Leute gelten nur deswegen für witzig, weil andre es von ihnen sagen, ja ich habe zuweilen aus keinem bessern Grunde ganze Bücher für philosophisch gehalten. Dies fühlte auch ein berühmter Hanswurst sehr gut, der, nachdem sein Vorgänger abgenutzt und todt war, zum erstenmal das Wiener Theater betreten sollte. Er fühlte seine Schwäche und die große Macht des Vorurtheils, als er daher auftrat, fiel er vor einem verehrungswürdigen Publikum auf die Knie und bat ums Himmelswillen, daß man doch ja über ihn lachen möchte. Er erreichte dadurch seinen Entzweck am besten. — Ich möchte etwas ähnliches versuchen, wenn ich mir nur versprechen könnte, daß es eben so gelingen würde.

Bitte:

„Meine Verehrungswürdigen! geruhen Sie „allerseits an meiner geringen Spaßhaftigkeit, an meinem wenigen Witze ein Vergnügen zu finden, weil ich sonst der Verzweiflung nahe bin, und ich mit den „schmerzhaftesten Tönen ausrufen muß: „oleum et operam perdidi! — Wenn Ihnen an dem Leben eines Menschen nur et-

„was gelegen ist, so geben Sie sich die
„Mühe, mich nur ein klein wenig zu be-
„wundern, es kann ihnen ja so viele Mü-
„he nicht kosten, und Sie sind ja sonst nicht
„so sparsam damit.“

Ich sollte mich nun eigentlich noch in Kupfer stechen lassen, wie ich demüthig auf den Knien liege, und ich hoffe, daß man mich aus bloßer Rührung, aus purem Mitleide, sehr witzig finden würde. — Ich kann nicht begreifen, warum noch kein einziger Buchhändler auf diesen Gedanken gekommen ist, es würde vielleicht mehr wirken, als ihre pomphaften Ankündigungen.

Es thut mir leid, daß der Rezensent in der Nürnberger gelehrten Zeitung nun durch mich selbst erfährt, daß Hr. Müller diese Straußfedern nicht mehr schreibt, denn indem der Rezensent vom fünften Theile spricht, kann er nicht genug den Witz und die unerschöpfliche satyrische Laune dieses Schriftstellers bewundern; er hat mich also gelobt, ohne es zu wissen; ich sage ihm den ergebensten Dank, und bitte nur, unermüdet auf dem Wege fortzufahren; es sollte mir sehr leid thun, wenn er jetzt diese Sammlung von Erzählungen schlechter fände, seit er weiß, daß sie von Niemand, als einem anonymen Schriftsteller herrühren,

ren, der nicht einmal den Muth hat, seinen Nahmen zu nennen.

Die nicht rezensirenden Leser mögen sich übrigens davon ein Beispiel nehmen und sehn, wie viel ein günstiges Vorurtheil vermag. Ein günstiges Vorurtheil ist ein sehr mächtiger Freund und Beschützer. — Ich will mich also hiermit dem ganzen Publikum empfohlen haben.

Doch, es ist wohl endlich Zeit, zur Geschichte zurückzukehren.

Der Liebhaber klingelte, ein Bedienter öfnete die Thür. — Er ging die Treppe hinauf (denn es ist zuweilen gut und angenehm, alles recht weitläuftig zu beschreiben), er fand Louisen in ihrem Zimmer.

Ohne aber weiter Umstände zu machen, sprang er auf sie zu und drückte sie herzhaft in seine Arme: dies ist von jeher ein Vorrecht der Verliebten gewesen. — So sehr er trunken von Wonne war, so glaubte er dennoch zu bemerken, daß seine Geliebte seine Herzlichkeit nicht so erwiederte, als sie wohl hätte thun sollen; indessen die Scene war einmal zur Freude bestimmt, und so gab er sich denn darüber zufrieden.

Warum hast Du mir so lange nicht geschrieben Theureste? — rief er aus; — wie konntest Du mich in dieser entsetzlichen Ungewißheit lassen? Du glaubst nicht, was ich gelitten habe, alle mein Glück, alle meine Plane lagen zerschlagen vor meinen Füßen, und der wüthendste Schmerz fraß und nagte in meinem Herzen.

Louise schlug die Augen nieder. — Ich war nicht wohl, mein Vater war krank, unsre liebe Vertraute, durch die Du immer meine Briefe bekommen hast, war verreist.

Fermer. Louise, schreckliche Dinge gingen damals in meinem Innern vor, ich glaubte Dich untreu, alles fiel mir bei, was ich je in Büchern von dem Leichtsinn der Mädchen gelesen hatte. Keine Nacht konnt' ich schlafen. — Du glaubst nicht, was ich gelitten habe.

Louise. Unaussprechlich Theurer!

Fermer. Wie wohl ist mir, daß ich Dich wieder habe, daß ich mich wieder an diesen Augen erlaben kann, daß ich Deine süße Stimme höre! Alle Harmonie in mir war zerrissen und verstummt, ich glaubte an keine Unsterblichkeit mehr, alle meine Nerven zitterten.

Louise. Schrecklich, schrecklich!

Fermer. Ja wohl schrecklich! — die getrennte Liebe ist die Hölle auf Erden. — Aber Du bist nicht so froh, wie ich dich wünschte, und um mich blühn alle Seligkeiten des Himmels und Du —

Louise. Ich kann mich von dieser Freude noch gar nicht erholen.

Die Aufwärtern trat herein, um Louisen zu ihrem Vater abzurufen, die Lieben drückten sich noch einmal zärtlich an die Brust, dann schieden sie.

Fermer kam sich auf der Straße wie ein großer Held vor; er machte noch einen kleinen Spaziergang, redete einige Bekannten an, that gegen andre, als hätte er sie nie gesehn, und ging dann nach Hause.

Er gehörte nicht zu den schönen Leuten, seine Augen waren nicht blau und sanft und klug, in denen aber auch das Feuer des Muthes aufleuchtete, auch nicht dunkelbraun, eine Farbe, die bei den Liebhabern und Helden von Geschichten auch sehr beliebt ist, sondern wenn ich die Wahrheit sagen soll, so fielen sie mehr ins Graue. Er war klein

von

von Person, sein Gesicht war gelblich und hatte häufige Pockennarben.

Es braucht mir Niemand zu sagen, daß ich hier gegen die ersten Regeln eines Schriftstellers anstoße; gegen Regeln, die sogar die Kinder auswendig wissen. Die Wahrheit aber ist mir theurer, als alles, und darum habe ich den jungen Geliebten so beschrieben. Der Leser darf nur die gangbaren Bücher zusammenrechnen, die Helden und Heldinnen summiren, so wird er erstaunen, welche Menge von Schönheitsidealen sich unter uns Deutschen herumtreiben, und dann die Klagen der Bildhauer und Maler gar nicht begreifen können, die unaufhörlich jammern, daß es ihnen so ganz an schönen Modellen fehle. So oft ich gereist bin, habe ich mich in den Städten und auf dem Lande fleißig nach der unzähligen Menge von vortreflichen Liebhabern und Liebhaberinnen umgesehn, die ich in den Büchern hatte kennen lernen; aber immer wurde ich getäuscht. Seit der Zeit mißfallen mir alle jene bezaubernde Schilderungen, jene Menge von Engels- und Adlersblicken, jene unbeschreiblich lieblichen Physiognomien, weil ich nicht mehr recht daran glauben kann.

Meine Leser mögen also den Helden dieser Geschichte entschuldigen, daß er nicht besonders schön ist;

ist; denn das sind Gaben die der Himmel giebt, und für die Niemand kann.

Als Fermer nach Hause gekommen war, war seine erste Frage, ob der Briefträger keinen Brief gebracht habe. Der Bediente überreichte ihm einen; er besah das Siegel und sagte: Gottlob! dann erbrach er ihn und las:

Geliebter meiner Seele,

„Dich sollt ich vergessen können? – Un„möglich! – Schon seit anderthalb Tagen „bist Du abgereist, und immer steht Dein „Bild noch so lebendig vor mir, als wenn „Du noch hier gegenwärtig wärst. Immer „hör' ich noch Deine süßen Schwüre, die „gewaltigen Ausdrücke, die Deine Liebe „suchte und so behende fand. Du hast „Recht, etwas Außerordentliches muß auch „auf eine außerordentliche Art ausgesprochen „werden. – Ich lese die Bücher, die Du „mir empfohlen hast, und bin jetzt eben „beim Thurnier von Nordhausen; „schreibe mir doch Deine Meinung darüber, „die kühne Darstellung hat mich gewaltig „ergriffen, wie ich denn überhaupt sehr für „das Große bin.

„Ich

„Ich denke an Dich, ich träume von Dir;
„ich weiß nicht, wie es mit mir werden soll,
„in sechs Monaten wird eine schlimme Pe-
„riode für mich eintreten. Doch ich kann
„mich dann vielleicht schon mit einem süssern
„Nahmen nennen, als ich mich jetzt un-
„terschreibe

Deine Geliebte Nanette B.

Wie war Fermer von Nanettens Liebe, von ihrer Seelengröße gerührt! Er konnte vor Beendung gar nicht zu sich selber kommen, bis er bemerkte, daß er jähne und sich daher sehr schnell niedersetzte, um diesen theuren Brief noch an diesem Abend zu beantworten. Er wunderte sich über seine seltsame romantische Lage, stand wieder auf und ging in der Stube auf und ab. Aus seiner Büchersammlung nahm er ein Buch und fing den Clavigo an zu lesen, um sich wieder etwas zu beruhigen, der Styl war ihm nur nicht stark genug, er fing an zu seufzen, dachte recht inbrünstig an Nanette, suchte Louisen auf einige Augenblicke zu vergessen, und schrieb nun seinen Brief nieder:

Theureste meiner Seele!

„Wie leer und nüchtern ist mir die Welt,
„seit ich Dich verlassen habe. Allenthalben
„steht

„steht mir Dein Bild noch vor Augen. — „So eben bin ich vom Wagen gestiegen, und „so eben habe ich Deinen Brief gelesen; „welche Wonne strömte durch alle meine „Adern, als ich die Züge Deiner Hand ge„wahrte.

„Der Thurnier zu Nordhausen ist gewiß „eins der kräftigsten deutschen Bücher. „Welche Sympathie hat unsre Seelen so „gleich gestimmt! — Ich bekomme eine hohe „Achtung für Deutschland, wenn ich mich „all der Helden, all der treflichen Dichter „erinnre. — Es ist Zeit, daß auch ich mich „aufnehme, ich bin lange genug müßig ge„wesen, und mein Vaterland hat Forderun„gen an mir.

„Vergieb die Kürze dieses Briefs, ich „bin müde, die Uhr schlägt zwey in der „Nacht, mit den Gedanken an Dich schläft „ein

Leopold Fermer.

Er siegelte den Brief und setzte sich nieder, um den Genius weiter zu lesen, auf dessen Schluß er sehr begierig war, denn es hatte eben erst sieben geschlagen. Dann verzehrte er ein sehr gutes Abendbrod, legte sich zu Bette,

las

las im Genius weiter, schlug das Blatt ein und entschlief sanft.

Wenn er des Morgens aufstand, war gewöhnlich sein erstes Geschäft, einige Zeit aus dem Fenster zu sehn, er rauchte dabey seine Pfeife, und dachte an tausend Dinge, die ihm um keine andre Tageszeit einfielen. —

Bin ich nicht ein Thor? sagte er zu sich selber, nachdem ihn einige Vorübergehende höflich gegrüßt hatten: — nicht im Clavigo; nein in der Stella ist meine ganze Lage geschildert, gemalt zum sprechen!

Er ging zurück, und las dies Stück, indem er seinen Coffee trank. Es ist gut, dachte er dabei, daß es doch Bücher und Gedichte für alle Menschen und für alle Situationen giebt; wie ich mich hier in jedem Zuge wieder finde, es ist, als wenn der Verfasser mich vor Augen gehabt hätte; Nanette ist die Madam Sommer, Louise die Schwärmerinn Stella. — Ach! was richten wir Männer nicht für Unheil in den Herzen der Weiber an!

Er hatte geendigt, betrachtete das Kupfer vorn, stand auf, und stellte sich vor den Spiegel. — Ja, sagte er mit bedeutenden Gebehrden, es

geht

geht den feurigen Gemüthern nicht anders; — kann ein junger, hitziger, genievoller Mensch leben, wie ein sechzigjähriger Alter? Empfinden wie er? — Mir braußt die Kraft in jeder Ader, meine Phantasie läuft mit meinem Kopfe davon: — es müßte bei alle dem ein interessantes Buch werden, wenn jemand mich so recht schildern könnte.

Mit vielem Selbstbewußtseyn sah er wieder aus dem Fenster und erblickte im gegenüberstehenden Hause ein sehr reizendes Gesicht; er betrachtete sie, sie ihn; er grüßte, sie dankte; er zog sich zurück, legte ein elegantes Nachtkamisol an, und kam dann mit diesem und seinem besten meerschaumnen Pfeifenkopfe wieder ans Fenster. Die unbekannte Schöne lächelte, er lächelte gleichfalls; wenn zwey Leute erst lächeln, ist es fast eben so gut, als wenn sie sich lieben, so stand es wenigstens in Fermers Catechismus über die Menschenkenntniß, und er hatte diese Beobachtung bey allen Aufwärterinnen auf der Universität bestätigt gefunden.

Als er sich ankleidete, erkundigte er sich bey seinem Bedienten, wer die interessante Dame gegenüber sey, er erfuhr, die Frau eines Hauptmanns. Mit wunderlichen Planen ging er auf das nächste Caffeehaus, um doch auch in der Politik und den dorthin einschlagenden Wissenschaften nicht zu sehr zurück zu kommen. Er hatte schon

mancherley treffende Bemerkungen eingeerndtet, als er in einem Winkel des Saals den Nahmen seiner geliebten Louise nennen hörte; er war aufmerksam, vergaß Pitt's Plane, und näherte sich den Sprechenden.

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, als er hörte, daß Louise verlobt sey, und in vierzehn Tagen ihre Hochzeit feyern würde; aber er blieb außer allem Zweifel, als sich ein großer, wohlgewachsener Mann näherte, die Sprechenden ihm gratulirten, und er ohne Umstände den Glückwunsch annahm.

Fermer steckte seine Pfeife ein, nahm Hut und Stock, ging fort, ohne, wie er sonst that, mit dem Marquer zu spaßen, und lief auf dem Spaziergange schnell auf und ab.

Menschen! Menschen! sprach er ganz laut, Heuchlerische, giftige Crokodilbrut! Ihre Augen sind Wasser, ihre Herzen sind Erz! Küsse auf den Lippen und Schwerdter im Busen! — O Bosheit, hab' ich dulden gelernt u. s. w.

Er hielt die ganze Rede Carl Moor's, und bemerkte in seiner Wuth nicht, daß sie nicht ganz auf seinen Zustand passe; wer wird auch in der Leidenschaft auf solche Kleinigkeiten Rücksicht nehmen?

Die Leute betrachteten ihn sehr aufmerksam; er hatte einen großen Hut, klirrende Sporen, die er immer trug, obgleich er nie ritt, einen Knotenstock, wie es einem Biedermann ziemt, dabey arbeitete er mit den Händen gewaltig in der Luft herum, so, daß es manchen Einfältigen wohl zu verzeihn war, die ihn für einen Wahnsinnigen erklärten.

Er ging nach dem Hause seiner Geliebten; stürmte die Treppe hinauf, und brach, ohne anzuklopfen, in ihr Zimmer. Sie frisirte sich eben und erschrack über seinen verwilderten Anblick.

Grausame! rief er, und stellte sich starr vor sie hin.

Louise wußte nicht, ob sie den Puderquast aus der Hand legen sollte. — Was ist Ihnen? sagte sie furchtsam.

Fermer. O! Nichts! nichts! — Das ist Weibertreue? Ha! Schlangenfalschheit! Du bist mir fremd, Louise.

Louise. So haben Sie vielleicht gehört —

Fermer. Alles! alles! — Und du wagst es noch, mir ins Gesicht zu sehn? Das Entsetzen, die Schaam macht dich nicht zum Leichnam?

Louise. Lieber Fermer —

Fermer. Lügnerin! — O wie die Wuth in mir tobt! — Ich kann mich nicht lassen —

Er nahm wüthend die Puderschachtel, brach sie in Stücke und warf sie zum Fenster hinaus.

Wie sie auch sind! sagte Louise indem sie aufstand; womit soll ich mich denn nun frisiren?

Fermer stampfte gewaltig mit den Füßen, warf sich auf den Boden; erhob sich wieder und ging vor den Spiegel. — Wie es mich angreift! sagte er niedergeschlagen, ich fühle, mein Ende ist nicht mehr weit, der Todt wird mitleidiger seyn, als Sie.

Aber, sagte Louise sanftmüthig, es mußte ja doch einmal anders werden; man kann ja doch nicht ewig schwärmen; mein Vater hat Recht, man muß doch auch auf eine Versorgung denken. Ich wollte Ihnen nur neulich nichts sagen, weil ich ihre Hitze fürchtete. — Nun sehen Sie, da schwimmen die Stücke der Puderschachtel — was nur die Leute davon denken werden.

Sie sah den Fragmenten wehmüthig nach, und Fermer sah aus, als ob er den Tisch nachwerfen wollte.

Ich

Ich glaubte, Sie hätten mich längst vergessen, fuhr Louise fort. –

Aber, meine liebevollen Briefe. –

Ich dachte, Sie schrieben sie nur, um sich im Styl zu üben, – und dann war ich immer in Angst, mein Vater würde endlich noch den ganzen Handel erfahren.

So müssen wir uns denn trennen? sagte Fermer in einem weinlichen Ton.

Auf ewig! sagte Louise sehr rasch.

Auf ewig! seufzte Fermer und lag in ihren Armen: – wer weiß, ob wir uns nicht nach vielen Jahren einmal wiedersehn.

Wie würde mich das rühren, sagte Louise, wegen all der Erinnerungen. – Sie kennen ja wohl die schöne Scene in der Aussteuer von Iffland.

Ach ja! – und damit schieden die Unglücklichen. – Er eilte so schnell die Treppe hinunter, daß er sich mit den Sporn den einen Stiefel aufriß und beinah gefallen wäre.

Als er wieder auf seinem Zimmer war, sagte er: theure Nanette! große Seele! Jetzt erst erkenne ich ganz deinen Werth. — Er nahm sein Stammbuch und machte auf dem Blatte, auf das sich Louise geschrieben hatte, ein großes Kreuz mit Tinte; denn für ihn war sie ja gestorben. Es war ein rührender, ein großer Moment; er legte Löschpapier dazwischen, damit das unglückliche Zeichen nicht die gegenüberstehende Seite verderbe, und so ein übles Omen hervorbringe; denn Nanette hatte sich vis a vis eingeschrieben.

Es giebt Stunden im Leben, in denen sich der Mensch an Empfindungen so erschöpft hat, daß er nothwendig einschlafen muß. Fermer zog sich also aus, schickte den Stiefel zum Schuster und legte sich trübselig aufs Bett. Der Bediente hörte ihn schnarchen, als er vom Schumacher zurück kam.

Louise saß indeß an ihrem Schreibtisch und fertigte folgenden Brief an ihre Vertraute aus, die nach einer benachbarten kleinen Stadt verreist war, um unter Onkeln und Tanten auf Pikniks und einigen bevorstehenden Hochzeiten den Frühling auf dem Lande zu genießen.

Liebe Seele!

„Fermer und ich sind geschieden, es war „eine entsetzliche Scene; ich mußte ihn mit „Gewalt und mit Thränen zurück halten, „daß er nur nicht aus dem Fenster hinaus „in den Canal sprang. Ich hätte nie ge„glaubt, daß er einer so unendlichen Liebe „fähig sey. — Meine Seele ist jetzt beun„ruhigt und ruhig zugleich; die Scene ist „vorüber; aber er irrt jetzt vielleicht ver„zweifelt in den Wäldern umher, haßt die „Menschen und sich, und schlägt kein Au„ge auf, um die Natur nicht gewahr zu „werden, die er an meiner Seite so oft be„wunderte. Wir Weiber sind doch schwache „Geschöpfe, das kann ich nun wohl mit „Recht sagen; denn der Herr Walther ge„fällt mir im Grunde doch besser, er ist „schöner; mein Vater sagt, er sey reich. „— Ich habe mich darein ergeben; kommen „Sie doch ja zu meiner Hochzeit zurück.

„Wie schön ist der Frühling hier auf dem „Lande, schrieb die Freundin zurück; aber „Schade, daß ich noch fast gar nicht aus der „Stadt gekommen bin, und es auch noch „nicht habe möglich machen können, die Lek„türe des Matthisson anzufangen. Aber „meine Lust zu tanzen, kann ich hier recht

 befrie=

„befriedigen, denn es wird alle Abend ge„tanzt und gewalzt, und der Sohn des Bür„gemeisters hier, ist ein exzellenter Tän„zer, und auch sonst ein artiger Mensch; „er hat erstaunlich viel vom Marquis Posa, „dessen Rolle er auch fast ganz auswendig „weiß. — Leben Sie wohl, bis wir uns „frölicher wiedersehn."

Fermer erhob sich gestärkt und getröstet vom Lager; die Dame gegenüber sah wieder aus dem Fenster, er ging im Zimmer auf und ab; bald sah er nach ihr; dann grüßte er; dann setzte er sich in einer schwermüthigen Stellung dicht an das offene Fenster, damit sie ihn gewahr werden möchte; ja er gab sich selbst alle mögliche Mühe, um zu weinen, bildete es sich auch endlich ein und trocknete zu wiederholtenmalen die Augen. — Als er durchs Schnupftuch nach dem Frauenzimmer hinüber sah, bemerkte er, daß sie wieder lächle, und er schloß daher, ihre Seele müßte ungemein sympathisiren.

Als sich die Dame zurückgezogen hatte, fiel es ihm ein, daß seine Mitbürger, nachdem er von der Akademie wieder zurück gekommen, wahrscheinlich irgend etwas von ihm erwarten würden. Er dachte an seine Geschichte, seine Empfindungen, an sein Herz, und er beschloß, alles in einem gut-

gesetzten Ritterromane wieder anzubringen; er sah sich schon gedruckt, rezensirt, in Kupfer gestochen. Auf einem feinen Bogen Papier schrieb er den Titel nieder, seinen Nahmen und inwendig: Erste Scene, denn es sollte dialogirt werden; dann durchdachte er die Materie und Einkleidung etwas genauer, trat bald vor den Spiegel, bald ans Fenster, und arbeitete so den größten Theil des Tages.

Er erhielt am folgenden Tage wieder einen schmeichelhaften Brief von Nanetten, die die Tochter eines Handwerkers war, aber immer große Gesinnungen äußerte, so, daß sie ihn selbst zuweilen beschämt hatte. Ideal! rief er aus, du sollst wahrlich in dem Buche nicht vergessen werden (er küßte den Brief), nein, ich mache dich aus Dankbarkeit zur Hauptheldin, alle deine Briefe sollen mit kleinen unbedeutenden Abänderungen gedruckt werden; Welt und Nachwelt sollen sie ebenfalls genießen, und die weibliche Tugend bewundern.

Er antwortete, er bekam Briefe, Louise feyerte ihre Hochzeit, er schrieb an seinem Buche, er las andre Bücher, um sich zu bilden, ging spatzieren, und rauchte einen neuen Pfeifenkopf braun; sah die Frau des Hauptmanns täglich; und als so ein Vierteljahr vergangen war, und Nanettens Briefe

ausblieben: so gestand er es sich endlich, daß er in die Dame im Fenster gegen über sterblich und unsterblich verliebt sey.

Eine neue wunderbare Situation! Sie war verheirathet; aber sie liebte ihren Mann gewiß nicht; der Hauptmann war gewiß ein roher gefühlloser Mensch; die Frau schmachtete wahrscheinlich nach Liebe und Büchern, und edelmüthigen Gesprächen; sie lächelte immer wenn sie ihn sah, — warum sollte er nicht den kühnen Schritt wagen, ihr seine Liebe zu gestehn?

Er wagte ihn, — und da er kein andres Mittel sah, warf er einen großen Brief in ihr Zimmer hinein, als das Fenster an einem warmen Tage offen gelassen war; dieser Brief enthielt alle seine Empfindungen, seine ewige Liebe, ganz genau beschrieben, so, daß man hätte blind seyn müssen, um sie zu verkennen.

Er wollte nun den Erfolg seiner Erklärung abwarten; aber die Frau ließ sich seit der Zeit gar nicht mehr am Fenster sehn, und indem er noch in der höchsten Ungewißheit war, erhielt er ein Billet, das nichts weniger als eine Ausforderung vom Hauptmann enthielt, der durchaus auf eine blutige Art die Beleidigung seiner Frau rächen wollte.

Fermer vergaß seine Bücher, seine Nanette, seine neue Geliebte; alles, über diese unvermuthete Ausforderung. Er schloß sich ein, er setzte sich nieder, er las das Billet noch einmal, und der Inhalt war um nichts besser; er weinte, er beklagte sein grausames Schicksal und sein frühzeitiges Ende, den Verlust seines Vaterlandes, die Vernichtung aller großen Plane. Er beschloß, die Ausforderung nicht anzunehmen; denn die Gesetze hätten dergleichen mörderliche Duelle verboten, ein junger Mensch könne wohl einmal in Versuchung fallen, verdiene aber deswegen nicht, daß er gleich umgebracht werde. Kurz, er hatte ungemein moralische Gedanken; er beschloß: in die Gattin des Hauptmanns nicht weiter verliebt zu seyn; denn es sey wirklich unrecht, aber auch nicht sich der Gefahr auszusetzen, die Spitze eines Degens in den Leib zu bekommen.

Aber bin ich nicht ein Feigling? rief er aus, indem ihm Friedrich mit der gebißnen Wange in die Augen fiel; soll sich ein deutscher Mann so betragen? — Was ist denn der Muth anders, als eben die Verachtung der Gefahr? Wahrlich, wenn es keine Gefahr gäbe, würden wir alle ohne Umstände muthig seyn. Jetzt nimmt vielleicht die größte Periode meines Lebens ihren Anfang, und ich ziehe mich selber schändlicherweise zurück; nein,

ich

ich will dem Abentheuer, ich will meinem Feinde entgegen gehn.

Er betrachtete seinen Degen, den er bis dahin noch nicht genau angesehn hatte, dann las er die Beschreibung einiger fürchterlichen Zweykämpfe, und hatte es noch nie so lebhaft empfunden, wie viel an Leib und Leben diese deutschen Helden gewagt hatten.

Er sah sich als Sieger aus dieser blutigen Fehde kommen, ein ganz neues intressantes Kapitel in seiner Lebensgeschichte, er hörte sich bewundern, er war mit sich selber ungemein zufrieden.

Aber, unterbrach er diese angenehmen Vorstellungen, ich könnte mir denken, daß mein Gegner auch der Held einer intressanten Lebensgeschichte wäre, in der ich gleichsam als Episode erschiene, als Nebenperson, die nur aufgefüttert ist, um den Ruhm dieses mir fremden Menschen zu verherrlichen; denn hätten jene alten Helden keine tapfern Männer umgebracht: so hätten wir auch von jenen Gefallenen weitläuftige Sagen der Vorzeit. — Wer steht mir für den Sieg?

Dadurch wurde seine Heiterkeit wieder niedergeschlagen, er beschloß, niemand etwas von seiner

Ge-

Gefahr zu vertrauen; um sein gutes oder böses Schicksal in bestmöglichster Ruhe abzuwarten.

Der Bediente trug das Abendessen auf, aber der Herr hatte allen Appetit verlohren; seine Schwermuth war so merklich, daß ihn selbst Johann fragte, ob ihm etwas fehle. Fermer seufzte, drehte den Kopf von der Seite und sagte: ihm fehle nichts.

Der Bediente kam wieder, und nahm das Abendessen fast ganz so wieder mit, wie er es aufgetragen hatte, das war ein unerhörter Fall; er konnte ohnmöglich seinen Herrn allein leiden lassen. Fermer ward durch die Treue seines Dieners gerührt, er fiel ihm schluchzend um den Hals. Johann! rief er aus, ich gehe in meinen Tod, mit den Anbruch des Tages bin ich nicht mehr.

Johann entsetzte sich; denn er hatte noch rückstehenden Lohn zu fordern, er suchte seinem Herrn begreiflich zu machen, daß er nicht recht bei Sinnen sey, wie er aus diesen Reden und aus dem wenigen Appetite ganz deutlich abnehme. Fermer aber blieb in seiner tragischen Laune; behauptete, er könne nichts entdecken, aber sein Tod sey ihm nur allzugewiß.

Die

Die Beredsamkeit Johanns stockte endlich, und der Herr nahm nun von seinem Diener den rührendsten Abschied. Einer hieng am Halse des andern; beide weinten, die Edeln litten gewaltig.

Johann ging endlich zu Bette, in der grausenden Mitternacht schrieb Fermer diesen kurzen Brief an Nanette:

Gute!

„Lebe wohl, ewig wohl — ich danke „Dir dafür, was Du mir in diesem Leben „warst; die Erinnerung will ich mit in die „Ewigkeit hinüber nehmen. — Es ist schwarze „ze Nacht, und der aufgehende Tag wird „noch schwärzer seyn, — mein Schicksal ruft „mit eherner Klockenstimme, ich muß ihm „folgen — lebe wohl.

Es wurde wirklich Tag, woran Fermer immer noch im Stillen gezweifelt hatte, er nahm seinen Degen unter seinen Ueberrock und verließ die Stadt. Es war ihm schauerlich, daß noch alle Leute schliefen, und er allein so früh aufgestanden sey, um sich abschlachten zu lassen.

An dem bestimmten Orte sah er den Hauptmann mit entblößten Degen stehn — aller Muth

ver-

verließ ihn, er näherte sich zitternd und sank auf ein Knie nieder.

Großmüthiger Feind! rief er demüthig, — schonen Sie einen Jüngling, dessen Unbesonnenheit —

Der Hauptmann gab ihm ein paar Schläge mit der Klinge, die ziemlich empfindlich waren. Sey er künftig kein Narr, sagte er, alles war nur ein Spaß, — ich mich schlagen mit einem solchen Schlucker? — Er ist jezt genug gestraft, ich und meine Frau haben schon im Voraus über diese Posse gelacht. — Er steckte den Degen ein.

Fermer dankte in den rührendsten Ausdrücken, er pflog zur Stadt zurück, Johanns Freude, daß er seinen Herrn wiedersah, war unbeschreiblich; Fermer zahlte ihm seinen Lohn aus, und gab ihm noch überdies ein Geschenk, dann legte er sich zu Bette und schlief einen vortreflichen gesunden Schlaf.

Als er aufstand, war er ungewöhnlich froher, aß stärker als gewöhnlich, er rauchte mehr Tobak als gewöhnlich, er zog sich besser an, als gewöhnlich. Es war, als wenn er allen Gütern dieses Lebens seine Antrittsvisitte abstatten wollte.

Nach-

Nachmittags schrieb er folgenden Brief an Nanetten:

Theure Seele!

„Die Gefahr ist vorüber — ich bin dem
„Leben zurückgegeben. — Beinahe wär ich
„Dir auf mehr als eine Art entrissen wor-
„den, aber der Himmel hat sich unsrer Liebe
„angenommen, nun bin ich ganz, ganz wie-
„der Dein; alle Hindernisse sind gehoben. —
„Jauchze mit mir, die Vernichtung hat nun
„weiter keinen Theil an mir, ich war der
„Gefahr zu stark; mein brausendes Blut,
„meine Nervenstärke, hat den Tod zurück-
„geschreckt. Der Mann müßte kein Mann
„seyn, der nicht einmal das Schicksal besie-
„gen könnte. — Ich will in der Einsam-
„keit nun ganz Dir leben, nur Gedanken
„an Dich sollen mich beschäftigen.

Adjeu.

Er gab beide Briefe zugleich auf die Post, der erste sollte mit der reitenden, der andere mit der fahrenden abgehn, so, daß sie ohngefähr zu gleicher Zeit ankämen.

Er wollte zum Fenster hinaus sehn, zog aber den Kopf schnell wieder zurück, denn die

Frau

Frau des Hauptmanns sah aus dem gegenüberstehenden.

Fermer machte nun ganz ernsthaft den Plan, die Stadt zu verlassen, und sich reizender auf einem Dorfe, den Rest des Sommers einzumiethen. Es kam ihm so schön vor, sich als ein unbekannter Menschenhasser unter den Bauern umherzutreiben, die Neugier der Leute zu spannen, und jeden zu verwünschen, der nur ein menschliches Gesicht habe. Das ganze Menschengeschlecht sah er als eine Rolle von Verräthern an. Louise, die Hauptmännin, der Hauptmann, hatten sich treulos gegen ihn erwiesen, und auch von Nanetten war seit lange kein Brief angekommen. Hinlängliche Gründe, um die Welt zu verfluchen; man thut es oft aus noch geringern Ursachen.

Er fand eine Wohnung die ihm gefiel, und zog mit seinem Bedienten hin, das Dorf war nur eine halbe Meile von der Stadt entfernt. Johann mußte nun viel leiden, weil er das Unglück hatte, auch zu den Menschen zu gehören; bald war das Essen schlecht, bald wurde seinem Herrn die Zeit lang, bald schimpfte er, daß auf dem Dorfe kein Coffeehaus sey, und kein vernünftiger Mensch zum Umgang, um die Einsamkeit erträglich zu machen.

Er lernte Lieschen die Tochter des Küsters kennen. Sie war ein derbes, gesundes Mädchen, dem Fermer, seiner Sporen wegen, ganz außerordentlich gefiel. Er besuchte den Vater, sprach mit der Tochter, fluchte auf die Menschen, schalt sie alle Bösewichter, und machte Lieschen zu seiner Vertrauten.

Sie lernte bald von ihm die Menschen verwünschen und die Einsamkeit der Gesellschaft vorziehn, beide waren daher jetzt unzertrennlich. Fermer verliebte sich, er ward wieder geliebt, und da Lieschen in Büchern nicht sehr belesen war, so ging diese Liebe bald aus dem Sentinentalischen in die natürliche über. Der Vater bemerkte ihre Vertraulichkeiten, und ward ergrimmt; um ihn zufrieden zu stellen lies sich Fermer mit Lieschen aufbieten und versprach, die Hochzeit in vierzehn Tagen zu feyern.

Plötzlich erschien Nanette im Dorfe; sie hatte Fermern in der Stadt vergebens gesucht; sie war ihrem Vater entlaufen, um bei ihm Trost zu finden. — Alle waren in Verzweiflung.

Nanette warf sich auf die Knie und schrie und heulte. — Ich bin Mutter! rief sie pathetisch, — (und es wäre unnöthig gewesen, es zu sagen; denn

denn jedermann bemerkte es). — Ums Himmels- willen Leopold! gieb diesem Kinde einen Vater, oder ich muß es mit diesen Händen umbringen, so leid es mir auch thun sollte. — Laß die Bitten einer Mutter an dein Herz gehn.

Lieschen wollte schon aus dem ähnlichen Tone zu sprechen anfangen, als sich Nanette endlich be- sänftigen ließ, und großmüthig, nachdem ihr Fer- mer einige hundert Thaler verschrieben hatte, zu- rückstand. — Sie entdeckte jetzt, daß sie einen Liebhaber habe, der sie heirathen wolle, wenn sie nur einiges Vermögen aufzuweisen habe; er war auf der Universität Hofmeister eines jungen Amt- mannssohns gewesen, und bekam jetzt eine Stelle an der Schule in Fermers Geburtsstadt.

Alle waren zufrieden, Fermer zog mit seiner Frau in die Stadt, und brachte ihr Geschmack an Büchern bei; sie lernte Louisen kennen, diese mit der Vertrauten, die indessen ihren Marquis Posa geheirathet hatte, nebst Nanetten und ihrem Mann machten einen vertraulichen Zirkel aus, in dem man las und sprach und gähnte. —

Fermer ist seitdem Schriftsteller geworden und bietet den Buchhändlern folgende Manuscripte an:

Löwenhelm der Bärenstarke, Vaterlands-
sage, in 3 Bänden.

Die Eroberung von Teltow, ein branden-
burgisch-vaterländisches Schauspiel, in 6 Auf-
zügen.

Die Unsichtbaren Sichtbaren, eine Ge-
schichte, die man kürzlich in den Obelisken
gefunden, 4 Bände.

Rudolph von Kollersporn, gemeinhin ge-
nannt der Abgrundspringer, in 2 Bänden.

XXIV.

Um die Zeit im Sommer, in der ein Theil der schönen Welt gewöhnlich seine Zuflucht nach einem Bade nimmt, setzte sich auch ein Kriegsrath Kielmann in einen Wagen, um die Stadt zu verlassen. Er war nicht krank, und wollte auch kein Bad besuchen, sondern eine Zeitlang in der Nähe eines Gesundbrunnens wohnen, um die schöne Natur zu genießen.

Der Kriegsrath Kielmann war ohngefähr dreyßig Jahr alt und ein sehr brauchbarer Geschäftsmann, er hatte eine Erholung nöthig, weil er eine lange Zeit strenge gearbeitet hatte, und er jetzt selbst für seine Gesundheit fürchtete. Er wollte daher mehrere Wochen auf dem Lande zubringen, um sich und einer schönen Muse zu leben: denn

der Kriegsrath war zugleich ein Mann von Empfindung, der in seinen jüngern Jahren die schönen Wissenschaften studiret hatte. Daraus wollten ihm manche Leute in der Stadt einen Vorwurf machen; ja manche gingen gar so weit, ihn einen Narren zu schelten: diese aber waren meist mit dem Kriegsrathe Weller verwandt, dessen Tochter Herr Kielmann nicht geheirathet hatte, ohngeachtet es ihm angeboten, und sie das reichste Mädchen in der Stadt war. Kielmann achtete wenig auf dieses Gerede, denn er war zu sehr Philosoph, um sich um Stadtgeschwätz zu kümmern; er fuhr jetzt mit frohem Sinne durch das Thor, und steckte seinen Kopf lächelnd weit aus der Chaise heraus, um sogleich das freye, sonnige Feld in Augenschein zu nehmen.

Jetzt will ich dich nun auch recht genießen o Natur, dachte der Kriegsrath bei sich selber; alle meine Arbeiten und Geschäfte will ich nun vergessen und nur für dich Augen und Gedächtniß haben. Ich will zu den Empfindungen meiner poetischen Kinderjahre zurückkehren, ich will mein Daseyn verjüngen und wie ein Kind an den Händen der Schönheit und der Natur einhergehn.

Der Wagen fuhr indessen weiter, und der Kriegsrath gab sich große Mühe, ja keinen Berg oder kein Dorf mit seinen Augen zu versäumen,

damit

damit er nichts vom Genuß der ländlichen Natur verliehre. — Wie glücklich bin ich, fuhr er dann in seinem Selbstgespräche fort, daß ich noch so frey und ledig bin, ganz meinen eigenen Einfällen folgen kann und nicht von den Launen einer Frau abhänge; die Mademoiselle Weller ist ein ganz hübsches Mädchen, sie hat viel Geld, aber wenig Verstand und noch weniger Emfindung, keine Lektüre und keine Liebe für die Poesie; aus der Natur macht sie sich gar nichts, sie lacht zu viel, sie scherzt über alles. — Es ist überhaupt besser, daß ich mich nicht mit dem Heyrathen übereile; denn wie selten ist es, daß wir eine Seele finden, die mit uns sympathisirt und ohne die reinste Sympathie der Seelen fühlt man in der Ehe nur die Fesseln, und den Verlust der Freiheit.

Kielmann hatte während diesen Betrachtungen einen See, der links an der Straße lag, zu bewundern vergessen; er ließ daher den Kutscher still halten, und stieg aus, um das Versäumte nachzuholen. Dann ging er einen Fußstieg über eine Wiese und ließ den Wagen langsam weiter fahren; er betrachtete nun jede Gruppe von Bäumen sehr genau, und suchte sie seiner Phantasie einzuprägen; er empfand ungemein viel, und stieg nur erst wieder in den Wagen, als ihn das Gehen ermüdet hatte.

Als er wieder im Wagen saß, freute er sich auf den Anblick einiger Ruinen, die in einem halben Monde erscheinen würden, und bei denen er schon in der bloßen Vorstellung einen kleinen Schauder empfand. — Bäume und Häuser gingen nun rasch seinen Augen vorüber, der Gesang der Vögel, das Rasseln der Räder, das Rauschen der Bäume und die wiegende Bewegung des Wagens versetzten ihn bald in eine gewisse Trunkenheit, er rieb die Augen zu wiederholtenmalen, gähnte dann, und nach einiger Zeit akkompagnirte er das Konzert der Natur mit einem lauten Schnarchen.

Der Fuhrmann rief: Brrr!! — Die Pferde standen, der Wagen hielt; der Kriegsrath dehnte sich, gähnte und rieb die Augen mit seinen ausgespreiteten Händen. — Wo sind wir denn? rief er jetzt dem Fuhrmann zu.

Beim Wirthshause Herr Kriegsrath, hier wollen wir füttern. — Das war ein schlimmer Weg, die letzte halbe Meile hieher. —

Aber wo sind denn die Ruinen?

O Gottlob, da sind wir schon seit einer Stunde vorbei.

Schon seit einer Stunde? stutzte der Kriegsrath und stieg noch halb schlaftrunken aus dem Wagen.

Ei! ei! sagte er zu sich selber, das ist nicht fein! Pfuy! in der schönen offenen Natur einzuschlafen! Auf einer Reise, auf die du dich schon seit so lange gefreut hast! – Wenn das so fortginge, so würden wir mit dem Genuß der Natur nicht weit kommen.

Man bereitete das Mittagsessen, das unsern Reisenden wieder stärkte; der Wirth unterhielt ihn dabei mit den Nahmen der Brunnengäste, die schon durchgereist wären; Kielmann aß und trank, und wiederholte sich die schönen Scenen in seiner Phantasie, die ihm auf dem Lande bevorstünden; die rauschenden Wälder, der Gesang der Nachtigallen und Lerchen, die schöne Unschuld von Dorfbewohnern, die Simplicität ihrer Lebensart u. s. w. – Es mißfiel ihm die Geschwätzigkeit des Wirths und er trieb den Fuhrmann und seinen Bedienten an, um so geschwind wie möglich, wieder anzuspannen.

Die Reise ging weiter. Der Kriegsrath labte sich wieder an den schönen Aussichten, und schlief dann zur Abwechselung wieder ein; auf jeder Meile nahm er sich fest vor, munter zu bleiben, aber seine

Natur überwand jedesmal seinen Vorsatz; dann ward er auf sich selbst böse, und war am Ende doch genöthigt, sich wieder mit sich auszusöhnen. — Spät in der Nacht hielt der Wagen in dem Dorfe, in welchem der Kriegsrath seinen Wohnsitz aufschlagen wollte. Er aß nur wenig und legte sich bald schlafen.

Der Gesundbrunnen war nur eine halbe Meile von diesem Dorfe entfernt, und hier wohnte neben andern für uns uninteressanten Gästen die Geheimeräthin Langhoff mit ihrer Tochter Caroline; der Mann war schon seit einigen Jahren todt und sie lebten jetzt von einer Pension und den unbedeutenden Renten eines kleinen Vermögens. Die Tochter ward in jedem Sommer krank, und die Mutter wandte einen großen Theil ihres jährlichen Einkommens darauf, um mit Carolinen eine Zeitlang auf dem Brunnen zu wohnen, um sie dort mit allen Gästen bekannt zu machen, der Zweck davon war: Mademoiselle Langhoff war schon fünf und zwanzig Jahr alt, und doch noch nicht verheirathet. Man war in der Gesellschaft, man tanzte und lachte, und die Mutter glaubte, daß sich die Tochter doch wohl irgend einmal einen reichen, angesehenen Mann antanzen würde, den ihre schönen Augen oder ihr noch schönerer Wuchs auf ewig zu ihrem Sklaven, oder was noch schlimmer

und bedeutender war, zu ihrem rechtmäßigen Manne machen würden.

Der Leser, der so gütig ist, diese kleine und unbedeutende Erzählung ordentlich Wort für Wort zu lesen (weil sie so ganz ohne Bedeutung ist, wollen wir mit ihr auch dieses Bändchen *) schließen), wird uns nun auch erlauben, mit Briefen fortzufahren, die wir neben einander stellen wollen, damit die Verschiedenheit des Styls und der Charaktere desto mehr in die Augen falle.

Ich hoffe übrigens, es wird dem Leser nicht auffallen, daß ich diese Briefe, die durch einen Zufall in meine Hände gekommen sind, bekannt mache, denn daran muß er (oder er ist ein Leser, der nur wenig gelesen hat), in unserm Zeitalter schon gewöhnt seyn. Dadurch, daß jedermann die Briefe nun liest, die ich nicht einmal hätte lesen sollen, wird das Unrecht, das ich gethan habe, allgemein und eben dadurch wieder Recht.

Beim Sonnenaufgang saß der Kriegsrath schon an einem Tisch und schrieb einen Brief an einen Freund in der Stadt, den er aber nicht sogleich abschickte, sondern in der Form eines kleinen

Tage=

*) Anmerk. des Setzers. Diese Erzählung ist vom letzten Bande in der Druckerey zurück geblieben.

Tagebuches fortsetzen wollte; die schöne Caroline schrieb fast um dieselbe Stunde an eine Freundinn, und der Leser erhält nun hier die Parallelbriefe:

Briefe des Kriegsraths Kielmann.

am 3ten Julii.

Liebster Freund,

O wie glücklich, wie außerordentlich glücklich bin ich! — Ich schreibe Ihnen aus meinem Dorfe, indem die Sonne eben aufgeht und rothe feurige Strahlen über mein Papier wirft. — Ein schöner Hügel mit Bäumen bekränzt steht vor meinen Augen, und mir ist so frisch und leicht, daß ich es Ihnen gar nicht beschreiben kann.

Welche reine gesunde Luft athme ich hier ein! — Wie froh werde ich nach einigen Wochen zur Stadt und zu meinen Ge-

Briefe der M. Caroline.

am 3ten Julii.

Liebe Louise.

Ich bin heut früher als gewöhnlich aufgestanden, und es scheint heute recht schönes Wetter zu werden. — Was das hier angenehm ist, daß man sich nicht so wie in der Stadt zu geniren braucht. — Ich habe nun endlich meine elegante Morgenhaube fertig, und ich trage sie heute im Negligee zum erstenmale. — Das öftere Umkleiden, die Plaisirs, das Brunnentrinken macht, daß die Zeit vergeht, man weiß selbst nicht wie. Alles ist hier so lustig und munter, beson-

Geschäften zurückkehren! — Hier brauche ich nun nach keinem Rathhause zu gehen. Hier ängstigen mich nicht die vollgestopften Repositorien mit ihren bestäubten Akten. Ich will oft an diese Quaalen zurückdenken, um die kurze Zeit, die ich hier zubringe, destomehr zu genießen.

---

am 4ten Jul. Nachmittags.

Ich habe gestern und heut die schönen Gegenden umher besucht. Da ist ein kleiner Wasserfall hier ganz in der Nähe, der mich heut Morgen entzückt hat.

Das Mittagsessen, das ganz einfach war, hat mir heute köstlicher geschmeckt, als je in der Stadt

sonders ist ein gewisser Herr Brand die Seele der ganzen Gesellschaft. Er ist lauter Leben. Bald springt er herum, bald giebt er Räthsel auf, bald neckt er einige aus der Gesellschaft; er hat ein erstaunliches Gedächtniß. — Manche wollen es ihm nachmachen, aber es gelingt doch keinem so recht.

Nachmittags am 4ten Jul.

Ich kann immer noch vor Lachen nicht zu mir selber kommen. Herr Brand hatte heute Mittag einen Bauern zum besten, der Erdbeeren zum Verkaufen brachte. Die ganze Tischgesellschaft wollte sich vor Lachen ausschütten. Es ist ein allerliebster Mensch, der Brandt! die Frauenzimmer

Stadt, und die Menschen, bei denen ich wohne, sind so simpel und so gut, daß mich ihre Gespräche mehr unterhalten, als die mit jenen verfeinerten Stadtmenschen, die nie wissen, was sie glauben oder sagen sollen.

---

am 5ten Julii.

In dieser Nacht ist plötzlich Regenwetter eingefallen und es scheint anhalten zu wollen. – Das macht mir freilich einen großen Strich durch meine schöne Rechnung; ich muß mich aber trösten und meine Zuflucht zur Lektür nehmen. Es ist denn doch gut, daß ich einige von meinen Lieblingsdichtern mitgenommen habe. Ich habe Thomsons Jahrszeiten

schon

mer hier reissen sich auch nach seiner Gesellschaft; wie wenige Männer giebt es doch, die ihm ähnlich sind. Wir stechen die alten, steifen Officiere, die hier sind, gegen ihn ab!

---

am 5ten Julii.

Es ist um zu verzweifeln! Es war so eine schöne Landparthie arrangirt und nun fällt es dem Himmel ein, zu regnen. – Da ist nun die liebe Frau von Lemstein und Herr Mannert gebeten, und nun werden wir uns heute an den langweiligen l'Hombretisch setzen müssen. Ich werde Langeweile haben und vielleicht noch mein Geld verliehren, denn ich gebe gewiß

auf

schon angefangen und lese dies schöne Gedicht immer wieder mit großem Interesse von neuem.

---

am 7ten Julii.

Immer noch Regen und schwarz bezogener Himmel! — Das Wetter macht mich ganz unbegreiflich träge und schläfrig. Ich lese fast unaufhörlich; aber das Lesen spannt mich zu sehr an.

Statt selbst in der goldnen Zeitenwelt zu leben, lese ich jetzt Gesners göttliche Schilderungen davon. Es will mir nur alles nicht recht behagen, weil ich mich auf die Natur selbst zu sehr gefreuet habe.

---

am

auf das Spiel nicht Achtung. — Ist es nicht um zu verzweifeln, liebe Louise.

---

am 7ten Julii.

Jetzt ist mir bei dem schlechten Wetter doch besser, wenigstens etwas. Herr Brand hat uns schon einigemal recht lustige Anekdoten vorgelesen, wir kommen dabei im Saale zusammen; heute Abend wollen wir ein Pfänderspiel versuchen.

Das schlechte Wetter ist doch immer hier noch eher zu ertragen, als in der Stadt, man ist doch ungenirt und dabei in Gesellschaft.

Wie ich es sagte! ich habe gestern einen Thaler und drey Groschen verlohren.

---

am

Briefe des Kr. Kielmann.

am 10ten Julii.

Es ist doch zu arg! Denken Sie nur lieber Freund, das Regenwetter will immer noch nicht aufhören. Die Zeit meines Urlaubs verstreicht indeß, und ich sitze hier in einem schmutzigen elenden Dorfe gefangen, ohne Beschäftigung, ohne Gesellschaft. — Soll man dabei nicht unzufrieden werden? Wenn ich wüßte, daß das Wetter so bliebe, ließe ich gleich anspannen und führe wieder nach der Stadt zurück. — Alles macht mir hier Langeweile; da ich nicht mehr spatzieren gehen kann. Die Leute hier sind zwar auf den ersten Anblick recht gut; aber zum Umgang sind sie doch ganz unbrauchbar. Das Essen hier ist auch meistentheils seh schlecht, und was das schlimm-

Briefe der M. Caroline.

am 10ten Julii.

Wir sind jetzt immer alle recht vergnügt. Es ist nur ärgerlich, daß mir Mamma jetzt immer Streiche spielt. Sie mag den Hrn. Brand nicht gerne leiden, und darum soll ich auch nicht viel mit ihm umgehn. Die Pfänderspiele haben uns alle recht amusirt, und der kleine Brand wußte es so einzurichten, daß ich ihm durchaus ein Paar Küsse geben mußte. Es ist recht Schade, daß der hübsche Mensch nicht mehr Vermögen hat; denn so sagt man von ihm, daß er viel schuldig seyn soll. Ein paar allerliebste Sprüchwörter hat er auch erfunden und aufgeführt; in dem einen mußte ich seine Frau vorstellen; das gab denn zu allerhand Neckungen Gelegenheit, die

schlimmste ist, die Menschen wissen es nicht zuzurichten. — Ich bin ordentlich auf Neuigkeiten aus der Stadt begierig; aber man erfährt hier nichts, ich lebe hier, wie in der Arabischen Wüste.

---

am 11ten Julii.

Ich bin mit dem Prediger des Dorfes, einem alten wunderlichen Manne, bekannt geworden. Er hat eine außerordentliche Leidenschaft für's Kartenspiel, versteht aber kein anderes, als das gemeine alte fränkische Mariage. Er lenkte bald darauf ein, und ihm zu Gefallen habe ich heute fast den ganzen Tag

die Mama viel zu ernsthaft genommen hat. Ich wette, wenn der junge Mensch reicher wäre, Mama würde ihn selber gern sehn. — Aber so, — ach, ich weiß nicht, was ich alles schwatze! —

---

am 11ten Julii

Ich kann doch den Herrn Brand nicht vermeiden, ohne die ganze Brunnengesellschaft aufmerksam zu machen, nicht wahr, liebe Louise? Und doch will es Mama durchaus so haben. Und ich weiß es, daß es den armen Menschen betrübt, wenn ich mich jetzt mehr zurückziehe. Er geht mir im-

Briefe des Kr. Kielmann.

Tag an dem Spieltisch versessen. — Was sagen Sie dazu, mein Freund? Aber was soll man auch bei dem abscheulichen Wetter anfangen?

---

am 14ten Julii

Ich finde doch, daß man bei jedem Spiele mehr Feinheit anbringen kann, als man im Anfange glaubt. Der Prediger hatte bisher immer von mir gewonnen; aber jetzt ist oft der Sieg zweifelhaft. Das Spiel intereßirt mich ordentlich lebhaft; der sonderbare Mann hat mich mit seiner Leidenschaft angesteckt.

---

am

Briefe der M. Carolina.

immer nach und sucht recht geflissentlich meine Gesellschaft, — ja Mama mag es ihm selber verbieten! was geht es mich an?

---

am 14ten Julii.

Denken Sie nur, man sagt sich in's Ohr: Brand würde die dicke Frau von Lemstein heirathen. Er spricht zwar viel mit ihr, aber das kann ich denn doch unmöglich von ihm glauben. Sind Sie nicht auch meiner Meinung, liebe Louise? Sie kennen ja auch das häßliche Weib.

---

am

Briefe des Kr. Kielmann=

am 20sten Julii.

Ich bin recht böse auf mich, und ich denke, ich habe Ursache dazu. Schon seit vier Tagen ist das schönste Wetter von der Welt, und ich habe sie am Spieltische zugebracht, mit dem abgeschmackten Prediger, und seinem kläglichen Spiele habe ich sie verschwendet. Erst heute bin ich wieder ausgegangen.

Wie kann der Mensch so schwach seyn? — Ich begreife mich selbst nicht.

---

am 21sten Julii.

Ich habe den benachbarten Brunnen heute besucht, und ich finde, daß uns selbst auf dem Lande Ge=

Briefe der M. Caroline.

am 20sten Julii.

Es ist gewiß mit der Frau von Lemstein. O der Windbeutel! — Aber die ganze Gesellschaft hier verachtet ihn auch, und das mit recht; der Harlekin kömmt einem gar nicht wie ein ordentlicher Mann vor. Bloß des Vermögens wegen, ein altes häßliches Weib zu heyrathen?

Wie kann ein Mensch so elend seyn? — Ich kann es nicht begreifen.

---

am 21sten Julii.

Ich wünsche, wir möchten wieder bald nach der Stadt zurückreisen. Alles wird hier so langwei=

lig

Briefe des Kr. Kielmann.

Gesellschaft unentbehrlich ist. Es sind viele Bekannte hier, als die Geheimeräthin Langhof mit ihrer Tochter, die Frau von Lemstein und andre. Pharao wird hier hoch gespielt. Ich werde öfter herkommen.

---

am 22sten Julii.

Bin ich nicht ein rechter Narr, daß ich meine Zeit verderbe und mein Geld verspiele? — Ich habe heut im Pharao sehr ansehnlich verlohren; ich will es auch künftig unterlassen.

---

am 23sten Julii.

Die Gegend um den Brunnen und die Gesellschaft

Briefe der M. Caroline.

lig; man amusirt sich jetzt mit Hazardspielen. — Da war heute der unausstehliche Kriegsrath Kielmann hier, der empfindsame Narr. Sie müssen ihn auch kennen, der einmal eine Liebschaft mit der Mamsell Wellen hatte.

---

am 22sten Julii.

Mama hat auch Lust, nach der Stadt zurückzukehren, und ich wünsche, es würde nur erst angespannt, dann könnt' ich mich mit Ihnen, liebe Louise, über dies und jenes weitläuftig sprechen.

---

am 23sten Julii.

Das fehlt uns noch, daß uns die langweiligen Nar-

schaft dort, gefällt mir außerordentlich. Ich habe heute nicht gespielt und mich doch sehr unterhalten. Sie werden die Tochter der *Räthinn* Langhof kennen, es ist ein sehr liebenswürdiges Mädchen; ich habe mit ihr und der Mutter viel gesprochen, wir gingen ziemlich lange mit einander spatzieren. Man hat mich eingeladen.

---

am 24sten Julii.

Die Mademoiselle Langhof ist nicht nur ein schönes, sondern auch ein *überaus* verständiges Mädchen, sie spricht auch mit vielem Gefühl. Ein affektirtes Windspiel strich heut viel bei ihr herum; sie begegnete ihm aber, zu mei-

Narren auf den Hals kommen? Da hat sich der pinselnde Kielmann den ganzen Tag mit uns herum getrieben, und mir vollends alle Laune verdorben. Mama ist von dem *vernünftigen* Manne ganz charmirt, und hat ihn auf Morgen gebeten. — Alles ist mir entgegen! — Ich möchte manchmal toll werden!

---

am 24sten Julii.

Einen so verdrießlichen Tag habe ich seit lange nicht erlebt. Der Kriegsrath ist fast bis um Mitternacht geblieben, und auch der elende Brand war impertinent genug, uns auf eine Stunde zu besuchen. Ich den-

meiner großen Freude, mit der gehörigen Verachtung. Etwas, das man selbst bei den klügsten Frauenzimmern nur sehr selten findet, denn fast alle lieben bei den Mannspersonen die Affenmanieren.

Die Räthinn selbst ist eine hochachtungswürdige Frau; sie scheint von mir eine sehr gute Meinung zu haben. Sie äußerte heut, daß sie wünsche, ich möchte sie öfter besuchen, damit sie sich etwas mehr von der uninteressanten Brunnengesellschaft entfernen könne. – Wenn ich der Tochter nur nicht zur Last falle! Mir schien es heut, als wenn sie mich nicht besonders gerne sähe. – Es thut mir

denke aber, ich bin ihm so begegnet, daß er nicht wieder kommen soll. Recht das Gegentheil von ihm ist der Kriegsrath, mit dem Mama außerordentlich höflich und freundschaftlich ist, weil er Vermögen hat; er findet sich dadurch sehr geschmeichelt.

Es war gestern ein Gewitter, und ich glaubte gewiß, daß uns der Kriegsrath verschonen würde; aber er kam dennoch. – Mama meynt, er wäre in mich verliebt; je nu, als Mann wäre er wohl noch zu ertragen. Wir wollen sehen, wie es sich fügt; ich will wenigstens von nun an freundlicher gegen ihn seyn; sollte es auch nur deswegen

Briefe des Kr. Kielmann.

mir fast leid, daß ich nicht selbst auf dem Brunnen wohne; der Weg nach dem Dorfe ist doch etwas beschwerlich.

---

am 27sten Julii.

Ich bin jetzt den ganzen Tag auf dem Brunnen. Morgen wird hier ein Zimmer leer, und ich will nun noch auf einige Tage hier wohnen.

Die Räthinn hat mir erzählt, daß ihre Tochter mich sehr gerne sähe, daß sie oft nach mir frage, und daß sie nur zu blöde und bescheiden sey, um etwas von ihrer Zuneigung in meiner Gegenwart zu äus-

Briefe der M. Caroline.

gen geschehen, um den jämmerlichen Brand recht empfindlich zu kränken. — Wenn der Kriegsrath nur nicht so ganz ausserordentlich langweilig wäre.

---

am 27sten Julii.

Der Kriegsrath wohnt jetzt auf dem Brunnen, so sehr hat er sich an uns attachirt.

Ich möchte jetzt mehr darauf wetten, daß er wirklich in mich verliebt ist. Unaufhörlich betrachtet er mich mit sehr zärtlichen Augen; er seufzt und ist oft in Gedanken. Ich begegne ihm freundlicher, und er ist dadurch sehr glücklich. Er las uns heute

Briefe des Kr. Kielmann,

äußern. Ich habe es nie recht glauben können, aber jetzt bin ich davon überzeugt. Sie ist seit zwey Tagen sehr freundlich gegen mich, und als ich ihr heut aus dem Klopstock etwas vorlas, bemerkte ich plötzlich, daß Thränen aus ihren Augen brachen. — Wenn ich aufrichtig seyn soll, lieber Freund, so muß ich Ihnen sagen, daß das mein Herz gebrochen hat; ich fühle es jetzt, daß ich sie liebe, die Natur umher hat neue Reize für mich, ich fühle mich glücklich. — Wenn sie mich nur wieder liebte, so wie ich sie liebe!

am

Briefe der M. Caroline.

heute aus dem Klopstock etwas vor; er liest sehr schlecht, und dann machte mir auch der unaufhörliche Kram von Engeln und bösen Geistern, die unverständlichen Verse, und daß das Gedicht durchaus nicht spashaft war, so viel Langeweile, daß mir die Kinnbacken vom verbißnen Gähnen weh thaten; meine Augen gingen endlich davon über und er hält es für Rührung.

Seit diesem Augenblicke wurde er noch weit zärtlicher gegen mich; meine Mutter ist sehr zufrieden, und ich bin es beinahe auch.

am

Briefe des Kr. Kielmann.

am 28sten Julii.

Ich habe mich erklärt, ich habe die Einwilligung. — Beschuldigen Sie mich keiner Uebereilung, theurer Freund, wie selten findet man jezt ein fühlendes Herz? man achte es köstlich, wenn man es gefunden hat.

am 2ten August.

Morgen reise ich von hier ab, und zwar in Gesellschaft meiner Braut und meiner Schwiegermutter; ich glaube, es wird nun gerade ein Monat seyn, daß ich die Stadt verlassen habe. — Wie freue ich mich darauf, Sie wieder zu sehn, und Ihnen meine künftige Gattinn vorzustellen.

Briefe der M. Caroline.

am 28sten Julii.

Er hat sich erklärt, er hat die Einwilligung. — Nennen Sie mich nicht rasch, liebe Louise, denn meine Mutter hat recht. Die reichen Männer sind jezt selten, und man schlage schnell zu, wenn sich einer anbietet.

am 2ten August

Ich komme zurück und zwar mit einem Bräutigam. — Endlich werde ich Sie nun wiedersehn, liebe Louise, und Sie müssen gleich in den ersten Tagen den Kriegsrath, meinen zukünftigen Mann, kennen lernen. — Leben Sie bis dahin recht wohl.

Und weiter? – frägt der Leser. –

Alle kamen glücklich zur Stadt zurück, es ward eine gewöhnliche Heirath geschlossen.

Der Kriegsrath ward ein Ehemann; die ganze Stadt lachte, selbst die Braut lachte ein Duett mit ihrer Mutter.

Und der Kriegsrath Kielmann? –

Je nun, der sah ein, daß er sich geirrt habe. – Aber ist nicht all unser Wissen in dieser Welt nur ein Irrthum? – Er tröstete sich mit diesem Gedanken.

XXV.

XXV.

Emilie war die Nichte eines reichen Kaufmanns, sie wohnte seit dem Tode ihrer Mutter bei ihm; er hatte keine Kinder, und wollte sie daher mit einem jungen Kaufmann verheirathen, damit seine ansehnliche Handlung nach seinem Tode fortgesetzt würde. Dieser Wunsch stimmte aber gar nicht mit den Wünschen seiner Nichte überein. Der Herr von Rosenberg, ein junger Offizier, hatte ihr Herz zu gewinnen gewußt, und er suchte diese Eroberung, weil ihm das Vermögen des Oheims eine gute Aussicht für sein ganzes Leben versprach, zu behaupten.

Herr

Herr Burchard sprach mit seiner Nichte, er sagte ihr, wie sehr er wünschte, sie vor seinem Tode noch versorgt zu sehn, und welche Freude sie ihm machen würde, wenn sie sich einen rechtschaffnen Mann wählte; er kündigte ihr endlich den Herrn Benedikt, als ihren künftigen Gatten an. Emilie erblaßte; sie betheuerte, sie könne ihren Oheim nicht verlassen; er versicherte, daß das gar nicht nöthig wäre, denn Herr Benedikt würde künftig in seinem Hause wohnen und seiner Handlung vorstehn helfen. Sie bat, er möchte sie nicht unglücklich machen, und Herr Burchard sah nicht ein, wie sie durch einen artigen gesetzten wohlhabenden Mann, wie Herr Benedikt, unglücklich werden könnte; sie sank endlich zu seinen Füßen, und gestand ihm ihre Liebe zu Rosenberg. Burchards Zorn entbrannte; er erinnerte sich plötzlich an alle Gelder, die ihm die Officiere schuldig geblieben waren; er befahl seiner Nichte aufzustehn und mit ihm keine Komödie zu spielen, versicherte, daß sie nicht die geringste Hoffnung hätte, jemals seine Einwilligung zu bekommen, und drohte endlich, daß er nicht einen Augenblick mehr für sie sorgen würde, wenn sie sich nicht noch heut entschlösse, dem Herrn Benedikt ihr Wort zu geben.

Emiliens lebhafte Phantasie stellte ihr auf einmal alle Beschwerlichkeiten der Armuth dar; sie dachte plötzlich an den Verlust aller ihrer schönen

Klei-

Kleider, und eine armselige Mahlzeit, wie sie der Sold des Lieutenants bestreiten kann, stand so lebhaft vor ihren Augen, daß sie darüber ganz vergaß, was sie so oft betheuert hatte, daß man in den Armen der Liebe jede Beschwerlichkeit vergißt; ja selbst Herr Benedikt schien ihr in diesem Augenblick nicht so unerträglich; sie versprach also dem Oheim ihm noch diesen Abend das Wort zu geben. Herr Burchard war sehr mit seiner Nichte zufrieden; er lobte sehr ihren Verstand und setzte ihr noch weitläuftig auseinander, wie wenig man an einem Lieutenant habe, und Emilie verließ ihn sehr beunruhigt, mit dem festen Vorsatze, alle Briefe des Lieutenants sogleich zu verbrennen.

Sie wollte diesen Vorsatz auch sogleich ausführen, schlug aber doch vorher noch einen Brief auseinander, und fing an, die zärtlichen Versicherungen einer ewigen Liebe zu lesen; plötzlich wurde ihr Herz erweicht, die Briefe wurden nur, statt dem Feuer übergeben zu werden, mit tausend Thränen und Küssen bedeckt; sie dachte mit Verzweiflung an ihren tyrannischen Oheim und an ihr gegebenes Wort, verabscheuete ihre Untreue gegen den zärtlich Geliebten und zerfloß in Thränen über ihr unglückliches Schicksal. Indeß der Abend nahte heran, und Emilie erschien elegant und mit Geschmack gekleidet in der Gesellschaft, die sie erwartete. Herr Benedikt nahte sich in reichgestickter

ter Weste, und küßte ehrerbietig, mit einem tiefen Kompliment, ihre Hand. Emilie verglich ihn in Gedanken mit Rosenberg, und preßte eine Thräne und einen Seufzer zurück. Herr Burchard stellte nun den Herrn Benedikt der Gesellschaft als den Bräutigam seiner Nichte vor, man verlobte sich, die Gesellschaft gratulirte und scherzte nachher mit der Braut; nach dem Abendessen wurde die ganze Gesellschaft sehr fröhlich, und Emilie stimmte nach und nach mit ein; der Witz der alten Herrn und Damen zwang ihr manches Lächeln ab. Selbst der blöde steife Herr Benedikt wurde am Ende dreist, und raubte seiner Braut manchen Kuß, den sie sich immer sanftmüthiger rauben ließ. Herr Burchard war sehr vergnügt, daß seine Nichte den Lieutenant sobald vergessen hatte; man trennte sich am Ende, jeder mit dem andern äußerst zufrieden.

Emilie wollte sich auf ihren Zimmer sogleich auskleiden, und sich ohne Sorgen dem Schlaf in die Arme werfen, als ihr ihr Mädchen, die Vertraute ihrer Herzensangelegenheiten, ein Briefchen überreichte. Emilie kannte die Hand sogleich; es war vom Lieutenant. Alle Schwüre des Geliebten, daß eine Kugel sein unglückliches Gehirn durchbohren sollte, wenn sie ihm jemals ungetreu würde; daß er aber noch vorher am Hochzeitstage ihren Bräutigam am Altar niederstoßen wollte,

stan-

standen auf einmal vor ihrer geängstigten Seele; sie sah ihn bluten, sinken, sterben. Sie öfnete mit Thränen das Billet; er ergoß sich in zärtliche Klagen, daß er sie den ganzen Tag nicht gesehn habe; er beschrieb die Sehnsucht nach der Geliebten seiner Seele, so heiß, so innig; er befürchtete so ängstlich, daß sie ihn vergessen könne, und beschrieb auf einer ganzen Seite, seine Verzweiflung in diesem Fall so fürchterlich, daß Emiliens Herz zerriß. Nein! nie, nie, rief sie, nie will ich eines andern seyn, du Edler, Theurer; ach ich bin Deiner nicht werth, setzte sie hinzu, indem sie das Billet schluchzend an ihre Brust drückte. Sie warf sich in ihrem ganzen eleganten Anzug auf ihr Bett und überlegte was zu thun sey. Endlich richtete sie sich auf, ergriff eine Feder und schrieb; sie sprach von der Tyrannei ihres Oheims in den rührendsten Ausdrücken, sagte, sie wollte sein Herz nicht mit der Beschreibung ihres Jammers zerreißen, und dachte doch bei jeder Zeile, die sie niederschrieb, daran, wie der Geliebte mit zerrauften Haar und zerrissener Seele da stehen, und den Brief lesen und wieder lesen würde, und die folgende Zeile wurde dadurch immer betrübter; endlich nahm sie auf ewig von ihm Abschied und verlangte, als den letzten Beweis seiner Liebe, von ihm, er sollte ihren Oheim nicht hassen.

Sie siegelte das Billet, gab es ihrer treuen Caroline zum Bestellen, trocknete die Thränen ab, kleidete sich aus, und legte sich ruhig nieder, das Weinen hatte sie ermüdet, sie entschlief bald.

Sie schlief noch, als Caroline schon mit ihrem Brief beim Lieutenant war; er öfnete ihn rasch, und als er die ersten Trauertöne vernommen hatte, überhüpfte er mit dem Auge ganze Perioden, um nur den Hauptinhalt zu wissen; er faltete den Brief wieder zusammen, ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, und murmelte ein „Verdammt!“ zwischen den Zähnen; er bat endlich Carolinen, die Antwort in einer Stunde abzuholen. Sie kam nach einer Stunde zurück, und erhielt eine Antwort, womit sie sogleich zu Emilien eilte. Der Lieutenant drohte darinn mit den allerfürchterlichsten Schwüren, daß er sich sogleich ermorden würde, wenn Emilie nicht in alles das einwilligte, was er zu ihrer Rettung aus den Händen des Wüterichs erfinden würde, und bat sie endlich, daß sie ihm eine Zusammenkunft in der Abwesenheit des Oheims auf ihrem Zimmer gewähren möchte.

Emilie war von seiner zärtlichen Liebe gerührt, und bestellte ihn auf den Nachmittag zu sich. Er kam und legte ihr seinen Plan vor, der in einer Entführung bestand; er bewieß ihr so deutlich,

daß gar nichts dabei zu befürchten wäre, daß Emilie endlich einwilligte. Denn er sagte, ist es wohl möglich, daß ihr Oheim ohne sie leben könnte? und wenn er sieht, wie stark unsre Liebe ist, daß sie sie zu einem solchen Schritte verleitet, wird er sich nicht selbst seine Hartherzigkeit vorwerfen und sie um Verzeihung bitten. Zum Ueberfluß habe ich schon Urlaub auf 6 Wochen vom Regiment genommen, daß wir also auch von der Seite nichts zu befürchten haben. Und die Gelegenheit zur Flucht ist so leicht, sie werden ihren Oheim leicht bereden, daß er sie auf die Maskerade führt. Ich habe den Herrn Benedikt sehr oft auf einem Caffeehause getroffen und durch einen Zufall mit ihm verabredet, daß ich ihn auch dahin begleiten will; sie haben nichts weiter zu thun, als mir ihre Maske zu sagen, für das übrige will ich sorgen, und der Verwegne bestraft sich selber, indem er mich der Vereinigung mit Ihnen entgegen führt. Wir suchen die nächste Gränzstadt zu erreichen, lassen uns trauen, schreiben dann an ihren Oheim, er vergiebt uns, und ehe 6 Wochen vergehen, kommen wir auf ewig vereinigt zurück.

Emilie fand die Aussicht sehr angenehm; sie willigte mit Vergnügen ein, und beschrieb ihm jeden Flohrstreif ihres Anzuges; sie freuete sich heimlich, daß es doch bei ihrer Verheirathung etwas abentheuerlicher zugehe, wie gewöhnlich, da

 man

man sich blos verlobt, sich aufbieten und trauen läßt. Sie schieden endlich unter Versicherungen ewiger Liebe von einander.

Emilie bat noch denselben Abend ihren Oheim, sie auf die nächste Maskerade zu führen; er versprach es sehr gern, und Emilie wurde über und über roth, weil sie an ihre Entweichung dachte.

Der erwünschte Abend erschien, und Emilie stieg mit klopfenden Herzen neben ihrem Oheim in den Wagen; er war heut ungewöhnlich freundlich; sie dachte zum erstenmal an die Möglichkeit, daß es doch unglücklich ablaufen könnte; es kam ihr bald darauf gewiß vor, und sie war eben im Begriff, ihrem Oheim alles zu entdecken, als der Wagen hielt. Man stieg aus, und Emilie sah bald den Lieutenant, den sie an einer weiß und rothen Rose, die er am Huth trug, erkannte, hinter sich. Herr Burchard sah sich nach der Maske um; Emilie zitterte, sie fürchtete, er würde ihn erkennen. Endlich als sie in ein Gedränge von Masken kamen, wandte sich Emilie geschickt, lies den Arm des Oheims fahren, nahm den Arm der andern Maske und verlohr sich mit ihm im Gewühl; er führte sie zu einer Seitenthür hinaus, zu einem eleganten Wagen, sie stiegen ein und der Wagen rollte fort; die Maske saß neben Emilien stumm, nur zuweilen drückte

er ihre Hand mit Zärtlichkeit an seine Brust. Der Wagen hielt vor einem kleinen Hause; wollen wir hier bleiben, fragte Emilie befremdet. Wir sind hier sicher, es ist meine Tante, antwortete eine bekannte Stimme, die aber nicht die des Lieutenants war. Emilie erschrack heftig, sie verlohr alle Besinnung, sie stieg mechanisch aus dem Wagen und ließ sich in das Haus führen.

Das Haus schien ihr so bekannt, und doch konnte sie sich in der Betäubung nicht besinnen; die Maske führte sie durch einen Saal in ein kleines Zimmer; er führte sie zu einem Sopha, nahm die Maske ab, und Emilie erkannte ihren Vetter. Gütiger Gott, wo bin ich? rief sie. Herr Rudolph erkannte nun plötzlich Emiliens Stimme, beide sahn einander verlegen an. Weswegen haben sie mich hieher geführt, fragte Emilie endlich furchtsam, sie befürchtete, er habe es auf Befehl ihres Oheims gethan. Ich kenne kein ander Mittel, Ihre Vergebung zu erhalten, antwortete Herr Rudolph, als wenn ich Ihnen mein ganzes Geheimniß anvertraue. Ich liebe die Schwester des jungen Waldorf, er haßt mich eben so sehr, wie seine Schwester mich liebt, und verhindert daher jede Zusammenkunft sorgfältig. Meine Sehnsucht, sie einmal wieder zu sprechen, war unbeschreiblich, ich bat sie also schriftlich, sie möchte ihren Bruder auf der Maskerade fahren lassen, und

mir hieher folgen; hier wollten wir nur eine halbe Stunde beisammen seyn, ich hätte sie wieder hingeführt, und die Abwesenheit hätte sich leicht durch das Gedränge der Masken entschuldigen lassen; er hätte leicht geglaubt, daß seine Schwester ihn verlohren und so lange gesucht hätte. Ein unglücklicher Irrthum raubt mir nun das Vergnügen, sie zu sehn, und zieht Ihnen vielleicht eine gleiche Unannehmlichkeit zu.

Emilie erwiederte nun diese Vertraulichkeit mit einer ähnlichen, und erzählte ihm unter vielen Thränen ihre Geschichte. Was rathen Sie mir nun, daß ich thun soll? fragte sie, am Ende derselben. Rudolph schlug ihr vor, er wolle sie wieder hinführen, sie würde wahrscheinlich den Lieutenant noch finden, der seine Geliebte noch verzweiflungsvoller suchen würde. Fände man ihn nicht, so müßte sie freilich mit dem Oheim wieder nach Hause fahren, und bei dem müßte das Verlieren, das Gedränge entschuldigen, und die Flucht müßte dann bis zu einer andern Gelegenheit verschoben werden. Emilie nahm den Vorschlag an, man stieg wieder in den Wagen und fuhr zurück.

Sie waren kaum in den Saal getreten, als sie eine Maske erblickten, die dasselbe Zeichen wie Rudolph am Huthe trug; sie näherte sich ihnen, zog

still-

stillschweigend Emiliens Hand aus Rudolphs seiner, winkte dann einem Offizier, der ihm folgte und ging dann mit Emilien fort. Der Offizier nahm sogleich Rudolphs Arm. Mein Herr sie sind mein Gefangener! Ihr Gefangener? rief Rudolph bestürzt, weswegen denn? – Das weiß ich nicht, antwortete der Offizier, Herr Burchard und Herr Benedikt haben versprochen, das zu verantworten. Und ich rathe ihnen, mir stillschweigend zu folgen, damit ich nicht nöthig habe, Sie weniger höflich zu behandeln, sind sie unschuldig, so wird es Ihnen ein leichtes seyn, Genugthuung deshalb zu bekommen.

Rudolph folgte dem Offizier bestürzt in einen Wagen, der sie in weniger Zeit zu des Obersten Wohnung brachte. Der Offizier ließ sich melden. Der Oberst erschien sogleich; der Offizier berichtete, daß er auf Ansuchen des Herrn Burchard und Benedikt diese Maske arretirt habe. Lassen denn die alle Welt arretiren? fragte der Oberst verdrüßlich, der Offizier reichte ihm ein Billet des Herrn Burchard; der Oberst las es, und brach in ein lautes Gelächter aus; wer sind Sie, fragte er endlich Rudolph; dieser nahm die Maske ab und nannte seinen Namen; wie kamen Sie mit der Dame zusammen, fragte er weiter. Rudolph antwortete, sie ist meine Cousine, sie hatte im Gedränge ihren Führer, meinen Onkel, verloren,

ich wollte ihn ihr wieder finden helfen, als mich dieser Herr plötzlich arretirte.

Das thut mir leid, antwortete der Oberst lächelnd, daß Ihnen ihre Höflichkeit diese Unannehmlichkeit zuzieht, Sie werden es schon morgen mit Ihrem Onkel ausmachen, weswegen er sie hat arretiren lassen; für jetzt sind sie frei.

Der Oberst verbeugte sich und Rudolph ging höchst verdrüßlich, daß er seine Geliebte nun nicht gesprochen hatte, nach Hause. Die andre Maske war indeß mit Emilien weggefahren, alle Versuche Emiliens sie zum Sprechen zu bringen, waren vergebens; er wieß sogar ihre Liebkosungen verdrüßlich zurück. Der Wagen hielt endlich vor Burchards Hause; was ist das? schrie Emilie in der größten Angst; er hob sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Wagen und führte sie auf Herrn Burchards Zimmer. Emilie ging zitternd. O mein Gott seufzte sie, als sie ihren Oheim sah, der verdrüßlich die Hand in den Kopf stützte. Danken sie Gott, sagte Herr Benedikt pathetisch, indem er die Maske abnahm, daß ich Sie aus den Klauen des Lieutenants errettet habe. Emilie erschrack von neuem, als sie ihren Bräutigam erkannte. Herr Burchard sprach kein Wort; Emilie nahte sich furchtsam; lieber Onkel, fieng sie an — er antwortete nicht, und sie stand bleich und zit-

ternd

LB Coburg

ternd da. Dein Roman ist schlecht abgelaufen, sagte er endlich. Emiliens Beschämung war unbeschreiblich, sie verbarg schluchzend ihr Gesicht.

Endlich als sich Herr Benedikt lange genug daran geweidet und bei sich überlegt hatte, daß dieser Vorfall ihm sogar nützlich seyn könnte, daß Emilie nun froh seyn müßte, wenn er sein Wort hielt und sie heirathete, und daß sie ihm nun entgegen kommen müßte, statt daß er sich sonst die Mühe geben mußte, sich um sie zu bewerben; so bat er endlich ihren Onkel, er möchte doch diesen übereilten Schritt ihrer Jugend vergeben. Weil Herr Benedikt für dich bittet, sagte der Oheim endlich, so will ich es verzeihn, unter der Bedingung, daß in 3 Wochen deine Hochzeit seyn muß, wenn anders Herr Benedikt das verlaufne Mädchen noch will. Der Bräutigam erklärte, daß er diesen Fehler einzig ihrer Jugend zuschreibe, und daß er bereit wäre, alles zu verzeihn. Emilie küßte nun zur Versöhnung den Oheim und auch den Bräutigam, und man ging auseinander.

Als Emilie auf ihr Zimmer kam, weinte sie nicht, sondern überlegte mit ihrem Mädchen ernsthaft, wie man Nachricht vom Lieutnant bekommen könnte. Herr Benedikt irrte sich in Emilien gänzlich; er hatte geglaubt, daß seine großmüthige Verzeihung etwas zu seinem Besten bei ihr bewirken

ken würde, und Emilie haßte ihn jetzt, da sie sich vor ihm hatte schämen müssen, unaussprechlich; sie war entschlossen, eher alles mögliche zu wagen, als die seinige zu werden, selbst ihren Onkel traf ein kleiner Theil dieses Hasses.

Der Lieutnant wartete am Abend der Maskerade schon ganz angekleidet, daß ihn Herr Benedikt abholen sollte; nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, trat endlich eine Maske in sein Zimmer; sind Sie fertig, fragte der vermeinte Benedikt, schon lange, war die Antwort, so kommen Sie. Man stieg in den Wagen, jetzt nahm der Oberst die Maske ab; Sie sind mein Gefangener Herr Lieutnant, sagte er dem bestürzten Rosenberg, bis die Nichte des Herrn Burchards mit ihrem Bräutigam verheirathet ist; mich dünkt, die Strafe ist für einen Mädchenentführer gelinde genug; daß aus Ihrem Urlaub nichts wird, versteht sich von selbst. — Der Lieutnant war so erschrokken, daß er kein Wort sprechen konnte.

Mich wundert doch, daß Sie nicht einmal neugierig sind, wodurch ihre Geheimnisse entdeckt sind, fuhr der Oberst spöttelnd fort, da muß ich Ihnen doch bei dieser Gelegenheit einen guten Rath geben: wenn sie künftig so etwas ausführen wollen, so geben Sie nicht blos Acht, ob der Oheim ausgegangen ist, sondern sehn Sie auch

nach, ob nicht ein ehrlicher Buchhalter im Nebenzimmer sitzt, wo er ihre Plane hören und sie dem Oheim entdecken kann.

Unter ähnlichen Gesprächen, die den Lieutnant nicht besonders amusirten, kamen sie vor des Obersten Wohnung, der den Lieutnant nöthigte auszusteigen und mit einem Zimmer in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Der Lieutnant folgte ihm mit verbißner Wuth, doch in der Hoffnung, daß er schon noch ein Mittel ausfinden würde, Emiliens Vermögen zu bekommen.

Herr Rudolph war begierig zu wissen, wie es seiner schönen Nichte ergangen sey, und besuchte deshalb am andern Morgen seinen Oheim; er wunderte sich sehr, als er auf Herrn Burchards Zimmer Emilien antraf; denn er war der Meinung, daß Niemand als der Lieutnant die Maske seyn könnte, die Emiliens Hand aus der seinigen zog. Beide waren sehr froh, daß den Onkel Geschäfte auf einige Augenblicke abriefen. — Lieber Vetter, wie unglücklich bin ich! fing Emilie an. — Was ist Ihnen begegnet, meine Theureste, antwortete Rudolph — Emilie erzählte nur mit wenigen Worten ihre Geschichte, sie sagte ihm, sie hätte von ihrem Oheim gehört, daß der Lieutnant in des Obersten Hause gefangen wäre; man wird doch, schloß sie, seine Freunde zu ihm lassen, ich bitte

sie bei aller der Liebe, die sie selbst für die Waldorf fühlen, ihm diesen Brief zuzustellen, den ich schon in der Nacht geschrieben habe, ohne ein Mittel zu wissen, wie er ihn bekommen soll.

Rudolph versprach seiner Cousine alles mögliche zu ihrem Glücke beizutragen; er empfahl sich sobald der Oheim zurückkam, und eilte sogleich nach des Obersten Wohnung. Er bat den Obersten um die Erlaubniß, seinen besten Freund den Lieutnant Rosenberg sprechen zu dürfen, der Oberste kannte ihn nicht, und sagte ihm, daß er ihm das nicht verweigern wollte, doch unter der Bedingung, daß er bei der Unterredung gegenwärtig seyn dürfte. Rudolph mußte sich das gefallen lassen, er fürchtete, der Lieutnant würde behaupten, er kenne ihn gar nicht, und folgte deshalb dem Obersten sehr verlegen. Sprechen sie, fing dieser an, ich habe es dem Herrn Burchard versprochen, daß ich alles mögliche anwenden will, des Lieutnants Plan zu vereiteln, und ich muß mein Wort halten, ich habe ihm viele Verpflichtungen, sonst wollte ich sie dem Rosenberg wohl gönnen, denn das Mädchen ist reich, und sie wissen wohl, reiche Offiziere beim Regiment können nicht schaden.

Sie kamen auf des Lieutnants Zimmer, hier ist ein guter Freund von Ihnen, der Sie sprechen will, rief der Oberst; Rudolph war sehr verlegen; allein

allein der Lieutnant, der ihn gar nicht kannte, errieth sogleich, daß er von Emilien kommen müsse. Beide umarmten sich also zärtlich. Rudolph bedauerte den Lieutnant; man sprach von ganz gleichgültigen Dingen; endlich bat der Lieutnant Rudolph, er möchte ihm einige Bücher, die er ihm nannte, aus seinem Quartier hieher besorgen, und bestellen, daß alle Briefe an ihn, bei dem Herrn Obersten abgegeben würden. Das letzte habe ich schon besorgt, sagte der Oberst; und die Bücher will ich besorgen, antwortete Rudolph. Wollen Sie indeß dies hier lesen, sagte er, und reichte ihm eins hin. Der Oberst hatte kein Arges daraus; der Lieutnant nahm das Buch mit einem Brief von Emilien; Rudolph und der Oberst entfernten sich nun bald.

Der Lieutnant las den Brief, worinn Emilie schlechterdings ein Mittel zu wissen verlangte, wie sie sich den verhaßten Umarmungen Benedikts und der Tyrannei ihres Oheims, und er sich der Gefangenschaft entziehn könnte. Der Lieutnant wußte selber keins; er ging fluchend die Stube auf und ab, und machte mit sich aus, daß er der unglücklichste der Menschen sey. Gegen Mittag kam der Oberst auf seine Stube und brachte ihm einen Brief, der Lieutnant las ihn, und sah daraus, daß sein Vater gestorben sey; seine Mutter bat ihn sehr, er möchte ihm doch die letzte Ehre

erzeigen und zum Begräbniß kommen. Er weinte und reichte den Brief dem Obersten. Der Oberst wurde gerührt; es thut mir leid, sagte er, ich habe Herrn Burchard mein Ehrenwort gegeben, indessen ich will selbst hinfahren und die Entlassung meines Versprechens suchen. Wenn das angeht, so können Sie morgen reisen, ich gebe ihnen dann den Urlaub, den sie vor einigen Tagen in so schlechter Absicht forderten, und begleite sie selbst zum Thore hinaus.

Er fuhr auch wirklich hin zum Herrn Burchard und erzählte ihm den ganzen Vorfall; er stellte ihm und Herrn Benedikt vor, daß es für sie sogar sichrer wäre, wenn der Lieutnant entfernt sey, und daß dieser, wenn er zurück käme, Emilien schon als Frau fände. Wenn wir nur das verdammte Sachsen nicht so nahe hätten, sagte Herr Burchard, wo man jedermann ohne Umstände trauet! Herr Benedikt versicherte, daß gar nichts mehr zu befürchten wäre, er wäre mit dem Betragen seiner Braut seit den Abend, da sie sich hätte wollen entführen lassen, vollkommen zufrieden, denn sie schien sogar sehr verliebt in ihn; er glaubte, daß sein großmüthiges Verzeihen ihr Herz so sehr gerührt habe, und man brauchte es ihr ja gar nicht zu sagen, daß der Lieutnant frei wäre.

Wenn Sie es zufrieden sind, sagte Burchard, ich kann es mir gefallen lassen, und so wurde be-

schlos-

schlossen, daß der Lieutnant am andern Morgen reisen sollte. Rudolph besuchte am Abend in des Obersten Gesellschaft, der keine Vorsicht sparen wollte, den Lieutnant; dieser erzählte dem Rudolph den Tod seines Vaters, und daß er morgen abzureisen dächte, um noch bei seinem Begräbniß zu seyn. Rudolph erkundigte sich im Gespräch ganz unschuldig nach dem Wohnort seines Vaters, es fand sich, das er ganz nahe an der Gränze 6 Meilen von der Stadt entfernt sey, er bedauerte den Lieutnant recht herzlich, wünschte ihm eine glückliche Reise und empfahl sich.

Er besuchte gleich am andern Morgen Herrn Burchard, und stattete Emilien von allem Bericht ab; es wurde ausgemacht, daß sie ihrem Bräutigam recht sehr freundlich begegnen sollte, damit es schien, als hätte sie den Lieutnant ganz vergessen. Der Oheim und der Bräutigam waren über Emiliens Betragen sehr vergnügt; es waren nur noch acht Tage bis zu ihrer Hochzeit. Rudolph hatte indeß an den Lieutnant geschrieben und ihn gebeten, alles zu Emiliens Empfang einzurichten; er bestimmte den Tag, wenn er mit ihr ankommen würde. Herr Burchard war so vergnügt über Emilien, daß er, um ihr eine Freude zu machen, einen Ball veranstaltete, wozu viele junge Leute, und auch Rudolph gebeten wurden; am Abend beklagte sich Emilie gegen ihren Oheim, sie wäre nicht wohl, sie wünschte ihm und ihren Bräutigam

eine

eine gute Nacht, und bat, man möchte sie bei der Gesellschaft entschuldigen, wenn man sie ja vermissen sollte. Sie ging auf ihr Zimmer, welches sogleich verschlossen wurde. Emilie vertauschte ihre weiblichen Kleider mit männlichen, und als sie die Musik verstummen hörte, schlich sie sich mit Herzklopfen wieder herunter, mischte sich auf dem Gang unter die fortgehenden Gäste, hing sich an Rudolphs Arm, setzte sich zu ihm in den Wagen, und lag schon in des Lieutnants Armen, ehe Burchard seine Nichte vermißte. Der Lieutnant eilte sogleich mit ihr über die Gränze, und Rudolph kehrte zurück mit Briefen voll demüthigen Bitten an den Oberst vom Lieutnant und an Herrn Burchard von ihm und Emilien.

Er ging zuerst zum Obersten, dieser konnte es nicht lassen, seine Freude darüber zu äußern, daß sie der Lieutnant doch bekommen hätte; er hatte einen kleinen Haß auf Benedikt geworfen, daß dieser sich zutraute, daß ein Mädchen über ihn, einen Offizier seines Regiments vergessen sollte; er versprach alles, so viel als möglich, zum Besten zu kehren; er ließ sich die Briefe an Herrn Burchard geben, und wollte sie selbst überbringen.

Er fand das ganze Haus in Unordnung über Emiliens Entweichung; der Oheim war mehr gerührt als zornig; er stand und weinte, der Oberst hielt das für ein gutes Zeichen, er erkundigte sich nach der Ursache seines Kummers. Burchard

klagte.

klagte, daß seine Nichte ihm entlaufen sey; wenn ich nur ihren Aufenthalt wüßte, rief er, ich habe keine Kinder, wenn ich nur das einzige Kind wieder hätte! — Würden Sie ihr alles verzeihn? fragte der Oberst, und reichte ihm Emiliens und des Lieutnants Briefe. Kaum sah Herr Burchard wo seine Nichte und wie demüthig sie war, als sein ganzer Zorn erwachte; er schwur, der Lieutnant sollte sie nicht behalten, sie sollte Benedikt heirathen, oder er wolle sie enterben. Der Oberst wendete seine ganze Beredsamkeit an, Emilien zu entschuldigen; Burchard tobte immer fort, er schalt seine Nichte ein verlaufnes Mädchen. Herr Burchard hat Recht, sagte Herr Benedikt, als er sah, daß der Oberst etwas zu ihrer Vertheidigung sagen wollte, meinen sie, daß es eine solche Kleinigkeit ist, einem Bräutigam so zu entlaufen, wahrlich es wird mir keine kleine Ueberwindung kosten, wenn sie meine Frau wird, das zu vergessen. — Rechnen Sie denn noch darauf, daß sie ihre Frau werden soll? fragte der Oberst. — Freilich würde ich mich erst noch besinnen müssen, antwortete Benedikt.

O wenn Sie viel Besinnens nöthig haben, schrie Burchard, so mag ich sie lieber dem Lieutnant geben, der nimmt sie doch, ohne sich zu besinnen. — Das ist wahr, versetzte der Oberst. Herr Benedikt wollte gern das Gesagte wieder gut machen; aber der Oberst ließ ihn gar nicht zu Worte kommen,

men, und setzte Burchard weitläuftig aus einander, daß der Lieutnant seinem Hause einmal doch mehr Glanz geben könnte, als Benedikt, daß er einmal Oberst, und wenn er viel Glück hätte, gar General werden könnte, daß er Emilien und sie ihn herzlich liebe. Herr Burchard las die Briefe noch einmal, und fand sie so rührend, daß er weinte und ihnen vergab, er reiste selbst hin, um sie abzuholen und feierte in seinem Hause ihre Hochzeit.

Durch Burchards Geld vergaß der Lieutnant, daß er jemals arm war, und daß eben dieses Geld der Hauptbewegungsgrund gewesen sey, warum er Emilien heirathete; er schrieb alles seiner großen Liebe zu, und seine Jugend kam ihm bis in sein Alter sehr poetisch vor. Emilie war fest von ihrer Liebe überzeugt, da sie sogar um seinetwillen aus ihres Onkels Hause entlaufen war, und beide hatten die Freude, daß sie alle Stellen über Liebe aus allen Büchern auf sich anwenden konnten, und so lebten sie in einer recht glücklichen Ehe. Herr Burchard war sehr mit sich zufrieden, da er das Glück zweier Menschen durch Aufopferung seines Lieblingswunsches gemacht hatte; Herr Benedikt tröstete sich über den Verlust seiner Braut bald durch die Heirath mit einer reichen Wittwe. Rudolph blieb der Freund des Hauses, und so lebte die ganze Familie sehr vergnügt.

XXVI.

XXVI.

Der Geheimerath Bernard hatte einen einzigen Sohn, er glaubte nicht, daß er nöthig hätte, irgend ein bestimmtes Geschäft zu treiben, da er ihm ein sehr ansehnliches Vermögen hinterlassen konnte; er hatte ihn nur studiren lassen, damit er die Universitätsjahre genießen sollte, und nun hatte er den Plan, daß er einige Jahre auf Reisen zubringen möchte, und wenn es denn sein Sohn wünschte, meinte er, würde ihm der Weg zu jeder Ehrenstelle offen stehn, wenn er als ein vollkommen gebildeter Mann zurück käme.

Die Mutter des jungen Bernard betrübte sich sehr, daß sie ihren einzigen Sohn so viele Jahre entbehren sollte; sie zweifelte daran, daß sie ihn

jemals wieder sehen würde, weil ihre schwächliche Gesundheit ihr nicht die Hoffnung auf ein langes Leben erlaubte.

Indeß der Tag zu seiner Abreise war angesetzt; man hatte alle Verwandte und Freunde zum Mittagsessen eingeladen, und nach Tische erwartete der junge Herr Postpferde, die ihn zuerst nach Dresden bringen sollten. Alle Oheime und Tanten vereinigten ihren guten Rath, um den jungen Vetter gegen die Gefahren einer langen Reise zu schützen.

Sie wollen also zuerst nach Dresden, fragte ein alter Geheimerath, das ist recht. Dresden ist ein Sitz der Künste; Sie werden doch ihre mehreste Zeit dort auf der Gallerie zubringen. Und das grüne Gewölbe nicht vergessen, schrie ein andrer. Und sich vor den Verführungen der bösen Welt in acht nehmen, sagte eine Tante.

Ei mein Sohn ist ja schon zwey Jahre auf der Universität gewesen, da wird er ja wohl gelernt haben, wie er mit Menschen umgehn soll.

Freilich, freilich, sagte der alte Geheimerath, da lernt man so was; ein Student wird auf allen Ecken und Orten betrogen, da sieht er, was man von den Menschen zu halten hat.

Sie wollen aber nach Italien und Frankreich, so weit in die Welt hinein, lispelte Mademoisell Willman, da werden sie alle ihre hiesige Freunde vergessen.

Sie gewiß nicht, meine Theureste, rief der junge Bernard mit großer Hitze, ihr Bild wird mir überall folgen, ich werde immer in ihrer Gesellschaft seyn, uud wenn Meere und Länder zwischen uns liegen.

Man hat dort auf der Gallerie vortrefliche Werke, meinen Freund, meinen Liebling, Hannibal Caracci werden sie dort finden, sagte der Geheimerath.

Was Teufel, ihr Freund? ihr Liebling? schrie ein alter Oberst, Hannibal? — war das nicht ein General unter den Griechen? — Ja, sagte der Geheimerath mit einer verächtlichen Wendung des Kopfes.

Nein, erlauben Sie Herr Geheimerath, sagte ein junger Referendarius und der Freund des jungen Bernard: Hannibal war allerdings Feldherr; allein Hannibal Caracci war ein berühmter Maler aus der — —

Meinen Sie, daß ich das nicht weiß, unterbrach ihn der Geheimerath verächtlich.

Na, und mir ist es egal! sagte der Oberst. Werner trat bescheiden zurück.

Befinden Sie sich etwa nicht wohl, liebe Frau Schwägerin, sagte die Frau des Obersten, indem sie sich zu Bernards Mutter wandte; sie sind ja so still.

Sollte ich mich über die Abreise meines Sohnes nicht betrüben? wer weiß, ob ich ihn jemals wieder sehe; und doch ist diese Reise zu seinem Glücke und zu seiner Bildung nöthig, und die Eltern müssen sich über die Kinder vergessen. — Aber mein Gott, liebe Frau Schwester, ihr Herr Sohn, mein lieber Neveu, war ja schon einmal 2 Jahre in Halle.

Ach das war ganz anders, damals war er unter der Aufsicht eines vernünftigen Hofmeisters, hatte einen ordentlichen Wohnort, von wo aus er uns mit jedem Posttage schrieb, und uns alle halbe Jahre besuchte. Aber nun reist er so in die weite Welt, und hat die Jahre erreicht, wo er keinen Hofmeister mehr braucht, nun ist er sich selbst überlassen.

Nun

Nun wenn er die Jahre hat, wird er doch auch wohl den Verstand haben.

Ach man kennt wohl die Jugend.

Also wirklich lieber Bernard, sie werden so oft an mich denken, sagte Mademoisell Willmann leise, indem sie seine Hand drückte, darf man das einem Mann wohl glauben?

Es würde mich unglücklich machen, wenn sie es nicht glaubten! Darf ich mir wohl schmeicheln, daß sie in manchen Augenblicken flüchtig an mich denken werden. — Sie eufzte, schlug die Augen nieder und drückte schweigend seine Hand.

O machen sie mich zum glücklichsten der Menschen, und sagen sie, daß sie sich meiner mit Theilnahme erinnern.

Sie nehmen einen Theil meiner Ruhe mit sich, lieber Bernard. Beweisen sie mir, daß sie sich meiner erinnern, und schreiben sie mir oft.

Darf ich wohl so kühn seyn, und die Beantwortung meiner Briefe hoffen? — Jede Frage ist einer Antwort werth, sagte sie lächelnd.

Man stand vom Tische auf, und Bernards Vater und Mutter wurden immer betrübter. Der Augenblick, wo sie von ihrem Sohn scheiden sollten, kam immer näher. Endlich kam der Wagen, Bernard nahm von der Gesellschaft Abschied; als er seinen Freund Werner in die Arme drückte, sagte ihm dieser, ich begleite dich noch bis Mittenwalde. Bernard dankte ihm, er nahm nun von Mademoisell Willmann Abschied, er küßte ihre Hand; sie drückte die seinige heftig; seine Thranen erregten die ihrigen. Seine Eltern umarmten und segneten ihn; die guten Lehren seiner Oheime und Tanten erschollen rings um ihn her; er und sein Freund Werner stiegen endlich in den Wagen, die ganze Gesellschaft war sehr von seiner Rührung erbaut; man empfahl sich, und der Geheimerath Bernard und seine Frau gingen auf ihr Zimmer, um ihre Mittagsruhe zu halten.

Werner! rief der junge Bernard, als sie zum Thore hinaus waren, Du glaubst nicht, wie schwer es mir wird, Berlin zu verlassen; mir ist, als blieben alle Freuden des Lebens hinter mir; mir ist es, als ginge ich in den Tod.

Du hast kein Vertraun zu mir, du bist nicht aufrichtig, dich drückt noch etwas mehr, als der Abschied von deinen Eltern.

Vergib, ich hätte dir es längst sagen sollen, ich gestehe dir, ich liebe die Willmann; ich glaube, ich bin ihr nicht gleichgültig, und das, was mein Glück machen könnte, wird jetzt meine Qual; wie schnell würden mir mit dem Bewußtseyn ihrer Liebe alle Stunden verfließen, wenn ich sie in ihrer Gegenwart zubringen könnte, und nun muß ich von ihr entfernt seyn, und mich mit jedem Augenblicke weiter entfernen.

Werner bedauerte seinen Freund von ganzem Herzen; Du verlierst, sagte er, mit dieser Qual im Busen, einen großen Theil des Genusses Deiner Reise.

Freilich, und nun mein Freund, nur noch wenige Meilen, und auch von dir muß ich mich losreißen; wir wollen auch diese wenige Augenblicke noch recht kostbar genießen.

Nachdem sie noch eine Viertelstunde gefahren waren, seufzte Bernard; ich hätte doch etwas später reisen sollen, die Sonne sticht so gewaltig. Das könnte ich mir wohl gefallen lassen, wenn sie nur nicht so entsetzlich müde machte. — Du hast recht, antwortete Bernard jähnend.

Beide setzten nun das Gespräch noch eine Viertelstunde ziemlich langweilig mit großer Anstrengung fort. Keiner wollte seinen Freund dadurch beleidigen, daß er einschliefe, da sie nur noch wenige Stunden beisammen waren. Endlich entschlief Bernard. Werner war froh, daß er sich keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, und neigte seinen Kopf in die andere Ecke des Wagens und schlief bald eben so sanft wie sein Freund.

Beide erwachten nicht ehe, bis sie in Mittenwalde einfuhren. Wollen wir noch Caffee mit einander trinken? fragte Bernard. Gern, war die Antwort. Während des Trinkens sprach man wenig; endlich waren neue Pferde vor Bernards Wagen gelegt; Werners Bediente war mit dem Pferde, das er sich hatte bringen lassen, da; endlich mußten die Freunde Abschied nehmen. Beide waren sehr betrübt. Lebe wohl, mein Bester, rief Bernard, vergiß mich nicht, wie ich dich nie vergessen werde. Sie drückten einander zärtlich an die Brust; besuche meine Geliebte, und schreib mir alles, das kleinste Wort, was sie spricht. — Gewiß, gewiß. — Und besuche meine Eltern, sag ihnen, daß ich sie ewig lieben werde; daß ich mich ihrer mit großer Zärtlichkeit erinnert hätte, wie ich Abschied von dir nahm. — Auch das versprach Werner. — Und habe Dank für deine Begleitung; ich danke dir unendlich, daß Du

mir

mir deine Gesellschaft noch ein paar Stunden gegönnt hast. — Sie küßten sich noch einmal und schieden nun von einander.

Werner eilt nach Berlin zurück und brachte am andern Morgen Bernard's Gruß seinen Eltern, die sehr von der Zärtlichkeit ihres Sohns gerührt waren. Er ging auch zur Madmoisell Willmann, und bestellte mit der sorgfältigsten Genauigkeit die Empfehlungen seines Freundes, er sagte ihr, wie sehr sich Bernard betrübt habe, daß er auf so lange das Glück ihrer Gesellschaft entbehren müßte. Sie antwortete, daß sie außerordentlich dadurch geschmeichelt würde, daß ein Mann von so vielem Verstande und so vortreflichen Herzen sich ihrer erinnerte. Sie sagte das so gleichgültig, daß Werner auf die Vermuthung kam, sein Freund könnte sich wohl geirrt, und Aeußerungen von Achtung und Freundschaft für Liebe genommen haben; er hatte ganz leise den Wunsch, daß es so seyn möchte. Er verließ Mademoisell Willmann mit einem zärtlichen Handkuß; sie drückte die seinige leicht.

Erst auf seiner Stube konnte er sich von diesem Glücke erholen. Er konnte es nicht müde werden, sich in Gedanken jedes Wort, das sie gesprochen hatte, zu wiederholen, er sah sie vor sich, wie sie ihm die Hand drückte, er sah den gütigen Blick,

der ihn begleitete als er ging, er sah noch die Kälte in ihren Mienen, als sie von Bernard sprach.

Jetzt erst fiel ihm sein Freund ein, er war nun unschlüßig, ob er seine Besuche bei Bernards Geliebte fortsetzen, oder sein Glück der Ruhe seines Freundes aufopfern sollte; er setzte sich endlich nieder, und schrieb über diese rührende Situation einen ganzen Bogen wohlklingender Verse.

Am folgenden Tage erhielt Werner folgenden Brief von seinem Freunde Bernard:

Theurer Freund!

„Ich schreibe Dir aus Baruth; ein Unglück, das mich betroffen hat, macht, daß ich mich hier einige Tage aufhalten muß.

„Wie Du mich verlassen hattest, wiegten tausend traurige Vorstellungen mich in einen betäubenden Schlummer. Nahe vor Baruth bekömmt der Wagen einen harten Stoß, wirft um und schleudert mich heraus; ich bekam eine beträchtliche Wunde am Kopf, und am Wagen selbst zerbrach ein Rad.

„Mein

„Mein Kopf ist verbunden, und ich hoffe, „wenn morgen der Wagen fertig ist, daß ich „meine Reise werde fortsetzen können.

„Verbirg meiner Mutter meinen Unfall, „es würde ihr nur unnütze Sorgen machen, „gieb ihr den innliegenden Brief und auch „den andern an meine theure Louise. Was „macht sie, Du hast sie doch schon gesehn? „Schreib mir ja, wie Du es versprochen „hast, jedes Wort eurer Unterredung, Du „kannst schon immer Briefe an mich nach „Dresden schicken, ich will sie von der Post „abfordern. Louisens Briefe kannst Du „einlegen; sie hat versprochen mir zu ant„worten.

„Ich kann Dir nicht sagen, lieber Freund, „wie sonderbar mir ist, wenn ich denke, daß „ich nun doch nicht mehr in meinem Vater„lande, sondern auf sächsischen Boden bin, „und ich werde nun mein liebes Berlin und „Dich Du guter und meine theure Louise, „und meine liebevollen Eltern so lange, viel„leicht niemals wiedersehn. Lebewohl, ich „muß mich von diesen traurigen Gedanken „losreißen. Dein

Freund.

Werner brachte Louisen mit dem festen Vorsatz Bernards Brief, daß er seines Freundes Glück nicht auf eine schändliche Art stören wollte. Louise kam ihm sehr freundlich entgegen. Das ist schön, daß Sie mich wieder besuchen, sagte sie; ich gestehe, ich bin eigentlich so unverschämt gewesen, sie schon gestern zu erwarten.

Sie sind sehr gütig gegen mich, versetzte Werner, es würde mich glücklich machen, wenn ich diese Güte verdienen könnte. Er reichte ihr mit einer Verbeugung Bernards Brief.

Ihr Freund hat ein kleines Unglück gehabt, sagte sie gleichgültig. Meynen sie nicht, daß er es etwas zu ernsthaft nimmt, seine Wunde kann doch unmöglich gefährlich seyn, da er schon den folgenden Tag weiter reisen wollte.

Freilich, war Werners Antwort, ist er immer etwas weichlich gewesen. — Das sollte doch ein Mann nicht seyn, ich würde es einem Frauenzimmer kaum vergeben, wenn sie von einer solchen Kleinigkeit so viel Aufsehens macht. Herr Bernard muß sich sehr wichtig vorkommen, wenn er verlangt, daß seine Freunde so viel Antheil daran nehmen sollen.

Sie sind sehr strenge gegen meinen Freund, sagte Werner lächelnd, wirklich ich fürchte jetzt ihr Urtheil über mich mehr als jemals.

Glauben sie denn, daß ich, wenn ich sie nicht von den mehrsten Schwachheiten der Männer frei spräche, so offenherzig über ihren Freund mit ihnen sprechen würde? Vergeben sie mir die Dreistigkeit, die darin liegt, und nehmen sie es blos als einen Beweiß meiner Freundschaft.

Werner küßte mit vieler Ehrerbietung ihre Hand.

Louisens Vater, der Kriegsrath Willmann trat hinein. Nach den ersten Komplimenten, sagte er zu Werner: es freut mich recht, daß ich sie grade hier treffe, so kann ich doch der erste seyn, der ihnen gratulirt. Sie sind Rath, sie haben die Stelle, weshalb sie sich beworben haben, erhalten.

Louise wünschte ihm herzlich Glück. Werner war freudig überrascht. Nun sagte der Kriegsrath, nicht wahr, wir werden nun bald noch einmal Glück wünschen können? Sie werden uns gewiß bald ihre Braut vorstellen.

O wenn sie eine Braut haben, sagte Louise, so müssen sie mich ja recht bald mit ihr bekannt machen; ich bin doch sehr begierig, die Glückliche kennen zu lernen.

Sie spotten über mich Mademoiselle, wirklich sie allein wären im Stande, mich mit meiner Braut bekannt zu machen; von ihnen allein wird es abhängen, ob ich glücklich seyn soll oder nicht.

Wie meinen sie das, Herr Werner, fragte Louise sehr beschämt.

Wenn ich anders recht verstehe, so wünschen sie meine Tochter zur Frau? — O sie würden mich unaussprechlich glücklich machen.

Nun Sie sind ein braver Mann, Sie haben ein hübsches Vermögen und jetzt ein gutes Einkommen, ich bin es zufrieden, und Louise wird auch keine Narrin seyn.

Was sagen Sie schönste Louise?

Meines Vaters Wünsche sind mir Befehle; — sie reichte ihm die Hand. Werner drückte sie mit Entzücken an sich. O rief er, Bernard, Du mußt mir vergeben; wer kann der Liebe widerstehn!

Den=

Denken Sie an den Narren nicht, sagte Louise, ich habe nie einen Funken von Liebe für ihn empfunden. Es ist wahr, ich hatte einige Freundschaft für ihn, was kann ich dafür, daß er das verwechselt.

Sie haben recht, sagte Werner, schon als ich sie das erstemal besuchte, bemerkte ich das; wir haben uns beide nichts vorzuwerfen.

Es wurde nun noch verabredet, daß die Hochzeit in wenigen Wochen seyn sollte, und man ging sehr vergnügt und sehr zärtlich auseinander.

Als Werner zu Hause kam, fiel ihm ein, daß die Post nach Dresden am andern Morgen abgehe, er wollte an Bernard schreiben. Was soll ich thun? er verlangt von mir jedes Wort zu wissen, was ich mit Louisen gesprochen habe! nein ich kann ihm das Herz nicht so zerreißen, er mag es von einem andern erfahren, wenn er dann auch auf mich böse wird, so wird er den Haß während seiner Reise vergessen.

Wenn ein Mensch viele Länder durchreist und viele tausend Menschen sich vorüber gehen sieht, kann er dann den Haß auf einen einzelnen, der ihn in seinem entfernten Vaterlande beleidigte, behalten? — —

Bernard war indeß wieder hergestellt und wollte seine Reise fortsetzen, er war eben beim Frühstück, als die Post von Berlin ankam. Es waren nur wenige Passagiere; ein junger wohlgebildeter Mann setzte sich zu Bernard. Sie reisen mit Extrapost? fragte er. Ja, war die Antwort; es ist mir zu unbequem des Nachts zu fahren, und überdies, wer wie ich zu seinem Vergnügen reist, hat nicht solche Eil.

Das ist wahr; wollen sie weiter reisen, wenn man fragen darf?

Nach Italien, England und Frankreich; für jetzt, denke ich mir aber eine zeitlang in Dresden aufzuhalten.

In Dresden? dahin will ich auch, es ist mein Geburtsort; ich war nur zum Besuch bey meinem Onkle in Berlin.

In Berlin? wie geht es da? Ist nichts neues vorgefallen? Kein Lärm im Theater gewesen? Kennen Sie den Kriegsrath Willmann und seine Tochter?

Nein, ich habe nicht die Ehre. Ich beneide sie, daß sie eine so angenehme Reise machen können; ich wünschte, ich könnte sie begleiten, aber

aber meine Verhältnisse erlauben das nicht. Für jetzt wollte ich, ich wäre nur erst wieder in Dresden, es giebt kein abscheulicheres Fahren, als mit der ordinairen Post.

Bernard bot ihm seinen Wagen an, es wäre ihm sehr lieb, wenn er in so angenehmer Gesellschaft reisen könne. Der junge Mann nahm sein Anerbieten mit vielem Dank an. Aus Luckau schrieb Bernard folgenden Brief an Werner:

„Ich habe in Baruth eine sehr interessante Bekanntschaft mit einem jungen „Mann, Namens Walldorf gemacht, gleichgestimmte Seelen erkennen und verrathen „sich gleich; wir sind auf dem Wege von „Baruth nach Luckau die vertrautesten Freunde geworden; jeder kennt und weiß die „Familien-Verhältnisse des andern ganz „genau. Er ist der Sohn des verstorbenen „Kriegsrath Walldorf; er selbst erwartet sehr „bald eine Versorgung, seine Mutter und „Schwester, die beide sehr geistreich seyn „sollen, leben von einer Pension; er hat „versprochen mich in seine Familie einzuführen. Ich habe ihm auch alles, was ich „selber von mir weiß, erzählt, nur meine „Liebe zu Louisen habe ich ihm verschwiegen.

„Er wünscht sehr, Dich kennen zu lernen; „ich versichere Dich, es ist ein Mann von „vielem Geist.

„Gieb diesen Brief meiner theuren Louise, „an meine Eltern habe ich auch geschrieben; „o könnte ich euch, meine Theuren, nur erst „wiedersehn! lebe tausendmal wohl und ver„giß ja nicht, Deinen dich über alles lieben„den Freund.

Die beiden neuen Freunde Walldorf und Bernard setzten nun ihre Reise fort. Bernard war sehr begierig Dresden zu sehen, wovon ihm Walldorf eine so herrliche Beschreibung gemacht hatte. Auf der nächsten Station aßen beide zu Mittag und ihre Seelen knüpften sich immer fester an einander. Als sie endlich die folgende Poststation erreicht hatten, erforderte ihr müder Geist Ruhe; nach dem Abendessen umarmten sich beide zärtlich und legten sich zu Bette.

Im Bette dachte Bernard an Louisen, auch dachte er, ich werde nun Walldorfs Schwester kennen lernen, es ist gewiß ein vortrefliches Mädchen, sie muß Louisens Freundin werden. Wenn ich dich erst mein nennen darf, theure Louise; o dann mache ich mit Dir eine Reise nach Dresden; ich mache

sie miteinander bekannt, und bin ich dann nicht zu beneiden, wenn ich zwischen beiden stehe, von der einen zärtlich geliebt, von der andern mit ihrer Freundschaft beglückt? Unter diesen süssen Gedanken schlief er ein.

Am folgenden Morgen setzten sie ihre Reise fort. Sie erreichten ohne den kleinsten Unfall Dresden.

Werner fragte sogleich auf der Post, ob Briefe an ihn da wären; er wunderte sich sehr, als man nein antwortete. Sein Freund suchte ihn zu beruhigen, er sagte ihm, Werner könnte wohl durch Geschäfte abgehalten seyn. Nein, rief Bernard, es ist nicht möglich, seine Freundschaft würde sich gewiß durch nichts abhalten lassen, besonders da er so wichtige Aufträge von mir hat; es ist ihm gewiß ein Unglück begegnet, er ist gewiß sehr krank, er ist vielleicht mit dem Pferde gestürzt; ich muß ihm sogleich schreiben.

Walldorf bat Bernard, ihm den Gasthof zu nennen, wo er abzusteigen gedächte, damit er ihn auf den Abend abholen und ihn seiner Familie vorstellen könnte. Bernard nannte ihm das Hotel de Bavière, und beide schieden von einander.

Bernard hatte kaum den Gasthof betreten, so ließ er sich sogleich seine Zimmer anweisen, forderte schnell sein Mittagsessen, denn er wollte gleich nach Tische an seinen Freund Werner schreiben. Er schrieb folgenden Brief:

Theurer Freund meiner Seele!

„Ich kann Dir nicht sagen, was ich ge„litten habe, keine Briefe von Dir, kei„nen von Louisen. Ich habe Dresden „noch keines Blicks gewürdigt, ich eile nur „Dir zu schreiben. Ich bitte Dich, bei „allem was Dir heilig und theuer ist, eile „mich aus dieser Angst zu befreien, laß mich „wissen, was Dein Stillschweigen bedeutet. „Ohnmöglich ist es, daß es blos Nachläßig„keit seyn kann, dann müßte ich nicht an „Deiner Liebe zu mir glauben. Gewiß ist „Dir ein Unglück begegnet, laß es mich wis„sen mein Theurer, damit meine Seele mit „der Deinigen leidet.

„Vergib mir, daß ich Dir nicht mehr „schreibe, ich bin noch müde von der Reise, „und doch muß ich noch vor fünf Uhr frisirt „und angezogen seyn, mein Freund Walldorf

„wird

„wird mich heute Abend seiner Familie vor=
„stellen.

„Empfiehl mich meiner Louise, ich werde
„ihr morgen schreiben, ich kann es heut mit
„meiner unruhigen Seele ohnmöglich. Lebe
„wohl, und reiß mich ja bald aus dieser
„Unruhe."

Nachdem er diesen Brief auf die Post geschickt hatte, lies er sich frisiren, kleidete sich anständig, und erwartete seinen Freund, der ihn um fünf Uhr abholte.

Madam Walldorf und ihre Tochter Wilhelmine erwarteten die beiden Freunde. Ich bin doch begierig, den jungen Mann zu sehn, sagte die Mutter.

Es soll ein sehr liebenswürdiger Mensch seyn, sagte die Tochter.

Kind gieb doch das weiße Porzellan zum Thee. Wilhelmine ging um es zu holen.

Walldorf und Bernard kamen, nach den gewöhnlichen Komplimenten setzten sie sich, und das Gespräch wurde interessanter.

 Ber=

Bernard wunderte sich über alles, was Wilhelmine gelesen hatte, er sah, daß sie weit mehr wußte, als er; er bekam eine große Ehrfurcht vor ihren Verstand.

Willst Du nicht etwas spielen, Wilhelmine, fragte Karl. Das kommt nicht auf mich an, antwortete sie lächelnd, es frägt sich, ob es Sie nicht ennuyirt.

O wenn Sie die Güte haben wollten Mademoisell, so würden sie mich sehr glücklich machen.

Sie erwarten aber vielleicht, daß ich sehr schön spiele, da mein Bruder die Dreistigkeit hat, mich in Ihrer Gegenwart dazu aufzufordern. Ich muß aber leider gestehn, daß ich kaum ein paar kleine Lieder mittelmäßig spielen kann; und wenn ich das bedenke, komm ich in Versuchung, Sie nicht mit meinem Geklimper zu quälen; indeß damit sie nicht denken ich ziere mich — —

Sie setzte sich und spielte nun wirklich sehr schön.

Bernard stand hinter ihr, er bewunderte ihr Spiel und ihren Gesang. Seine Augen ruhten auf den kleinen weissen Händen, die sich so artig

auf

auf dem Fortepiano hin und her bewegten. Kein Gedanke an Louisen kam in seine Seele.

Als der Gesang geendigt war, fragte ihn Walldorf lächelnd: meinen Sie nicht, daß sich meine Schwester unrecht thut, wenn sie glaubt, daß sie keine Stimme habe?

Gewiß, sagte Bernard, es kann nicht Ihr Ernst seyn, wenn Sie das sagen.

Sie beurtheilen mich sehr gütig; aber was bei Ihnen Güte ist, würde bei mir Unbescheidenheit seyn, wenn ich es von mir selber glaubte.

Man setzte sich zu Tische, Bernard saß neben Wilhelminen, ihre Augen begegneten sich zuweilen, und Wilhelmine sah errõthend vor sich nieder.

Die Zeit bis 11 Uhr verging Bernard so schnell, daß er nur durch das Blasen der Wächter daran erinnert wurde, er müsse endlich gehn. Er wurde beim Abschied von der ganzen Familie gebeten, am andern Morgen einen kleinen Spatziergang mit ihnen zu machen; er nahm das Anerbieten mit Freuden an.

Als er in seinem Zimmer war, schlief er sogleich freudig ein. Am andern Morgen kleidete er sich vergnügt an und eilte zu Walldorfs; er fand alle schon fertig, man erwartete ihn nur noch.

Ach, sagte Wilhelmine, welch ein schöner Tag ist es heute, der Himmel ist so blau, die Luft so lieblich, die Sonne scheint so milde wie die Freundschaft.

Man machte einen Spatziergang; in der freien Natur dehnte sich Wilhelminens schöne Seele immer mehr auseinander.

Das Gespräch wandte sich auf die Liebe. Sie glauben also nicht, fragte Bernard Wilhelminen, daß die Männer im Stande sind, so heftig zu lieben als die Damen?

So heftig wohl, aber nicht so treu, so zärtlich; es ist auch, dünkt mich, sehr natürlich, die Männer leben weit mehr in der Welt, selbst ihre Geschäfte zerstreuen sie, und dann theilen sich ihre Gefühle; denn jeder Mann hat doch wenigstens Einen Freund, den er herzlich liebt und dessen Herz eben so warm für ihn schlägt; aber wir armen Geschöpfe, wenn sind wir wohl so glücklich, eine Freundin zu finden? Schon dadurch werden wir

gezwun-

gezwungen, alle unsre Gefühle auf Einen Mann niederzulegen, in diesem einzigen all unser Glück zu suchen.

Sie sprach mit einer großen Wärme, und als sie endigte, trafen ihre Augen die Blicke Bernards

O, rief er aus, wäre ich so glücklich, daß sich ihr Herz zu mir neigte! wie wollte ich mein ganzes Leben dazu anwenden, Ihnen zu beweisen, das wenigstens einzelne Männer auszunehmen sind. Mit welcher Zärtlichkeit, mit welcher Treue wollte ich Sie lieben! — Er sank vor ihr auf die Knie nieder, und drückte ihre Hand an seine Lippen, sie neigte sich zu ihm herunter, und seine Lippen berührten die ihrigen; er sprang auf und drückte sie an sich. — Ach ich weiß es wohl Engel, ich verdiene Dich nicht!

Madam Walldorf, die mit ihrem Sohne in ein ernsthaftes Gespräch verwickelt war, hatte nicht bemerkt, daß Bernard und Wilhelmine weit voraus gingen, sie kam jetzt zu ihnen, da Bernard Wilhelminen in den Armen hielt.

Sie sah ihn befremdet an; ich weiß nicht Herr Bernard — —

Bernard war sehr verlegen, Wilhelmine sprach kein Wort.

Vergeben Sie mir, fing endlich Bernard an, wer kann ihre reizende Tochter sehn und sie nicht lieben?

Und was hat meine Tochter von Ihrer Liebe zu erwarten?

Wenn Sie und Wilhelmine mir ihre Einwilligung nicht versagen, so nenne ich sie sobald ich von meiner Reise zurück komme, meine Gattin.

Sie müssen mir verzeihn, ich würde die Ehre, die Sie meiner Tochter anbieten, mit allem Dank annehmen; aber eine Mutter muß für das Glück ihrer Kinder sorgen, unter dieser Bedingung kann ich Ihnen meine Einwilligung nicht geben. Denn wie ist es möglich, daß ich erlauben kann, daß meine Tochter Sie einige Jahre erwartet? wer weiß was Ihnen auf der Reise begegnen kann? sie können ja krank werden und sterben, Menschen sind sterblich und dann hätte meine Tochter vielleicht ansehnliche Parthien Ihrentwegen ausgeschlagen. Oder man kennt den Wankelmuth der menschlichen Gemüther — —

Können Sie mir das zutrauen?

Ihnen am ersten; denn wenn Sie eine große Zärtlichkeit für meine Tochter hätten, würden Sie sich wohl entschließen können, sie so lange zu verlassen?

Aber meine Eltern — —

Werden die das Glück ihres einzigen Sohnes hindern wollen, wenn Sie es für Ihr Glück halten, meine Tochter zu besitzen? Und überdies, wer hindert Sie denn am Reisen, wenn Sie sich auch erst verheirathen? Sie können es denn ja eben so gut wie jetzt.

Sie haben Recht, sagte Bernard, ich begreife nicht, wie ich so blind seyn konnte, das nicht gleich einzusehn! Schönste Wilhelmine, geben Sie Ihre Einwilligung zu meinem Glücke, so kann noch heute unsre Verlobung seyn.

Wilhelmine reichte ihm die Hand und die Gesellschaft ging zurück, um Anstalten zu diesem Feste zu machen.

Während dem Gehen dachte Bernard an Louise und Werner. Was kann ich dafür, dachte er, daß ich

ich mich selbst getäuscht habe? dieser Irrthum wird mir noch manchen Seufzer kosten. Was werde ich ihr sagen? Ich will sie auf den Knien um Vergebung bitten, und sie wird mir vergeben und meine Freundin seyn.

Bernard war nun fast beständig in Walldorfs Hause. Wilhelmine sang oder las ihm vor, wenn die Mutter oder der Bruder dabei war, waren sie aber allein, so hielten sie ihre Zärtlichkeit nicht zurück, er war in ihren Armen der glücklichste Mensch. Es war aber kein Wunder, daß er in diesem Taumel seinen Freunden und Eltern zu schreiben vergaß. Seine Eltern besonders waren sehr betrübt darüber.

Werner hatte indeß dem Geheimerath Bernard und seiner Frau, Louisen als seine Braut vorgestellt, die Geheimeräthin war unzufrieden, daß Louise ihren Sohn sobald vergessen hatte.

Gewiß, sagte sie einem Abend, als Louise allein bei ihr war, Sie haben Unrecht gethan. Sie haben meinen Sohn um die schönsten Freuden seines Lebens gebracht; ich gestehe, daß ich mit Angst daran denke, das Ihre Hochzeit in acht Tagen seyn wird. — Wenn nun mein Sohn zurück kömmt und findet Sie in den Armen seines Freundes? —

und

und daß es grade Werner ist, das kränkt mich unaussprechlich, daß grade er meines Sohnes Glück zerstöhrt.

Aber wer weiß denn auch, ob Ihr Sohn mich so sehr liebt?

O Sie Heuchlerin, stellen Sie sich doch, als ob Sie das nicht bemerkt hätten, und ich hätte darauf schwören wollen, daß Sie ihn auch liebten und nun — — Es ist wirklich wahr, was man von der Flatterhaftigkeit der Weiber sagt, darin sind doch die Männer wenigstens mehr werth. Doch was spreche ich so viel darüber, wer weiß, ob mein Sohn noch lebt, es ist ihm gewiß ein großes Unglück begegnet, sonst hätte er nicht vier Briefe von mir unbeantwortet gelassen. Ich habe ihm Ihre Heirath noch verschwiegen, ich fürchte seine Verzweiflung. Sie mögen es bei sich selbst verantworten, daß Sie einen Menschen unglücklich machen.

Der Geheimerath trat hinein. Noch keine Antwort von meinem Sohne?

Nein, antwortete seine Frau seufzend.

Man wollte sich eben zu Tische setzen, als ein Wagen vorfuhr. Wer kömmt denn noch so spät? fragte der Geheimerath.

Es ist vielleicht Werner, antwortete Louise. Plötzlich hörte man einen Postillion blasen; alles lief zum Fenster, wenige Augenblicke darauf trat der junge Bernard mit Madam Walldorf und Wilhelminen ins Zimmer.

Mein Vater! meine Mutter! rief er, und stürzte seinen Eltern in die Arme. Louise stand und betrachtete die Frauenzimmer.

Wo kömmst du her, rief der Vater? — Wer sind die Damen? fragte endlich die Mutter. Bernard begegnete Louisens Augen und stand verlegen da; er wußte kein Wort zu sprechen. Louise sah auf den Boden. Wilhelmine und ihre Mutter waren bei diesem allgemeinen Stillschweigen in der größten Verwirrung.

Der Vater unterbrach endlich die Stille; was ist Dir mein Sohn? warum antwortest Du nicht?

O vergeben Sie mir, mein Vater, rief Bernard, vergeben Sie mir alle. — Er erzählte nun seine Geschichte und stellte endlich Wilhelminen als seine Frau vor.

Schon deine Frau? rief die Mutter.

Ja, theureste Mutter, schon seit drei Tagen nenne ich sie mein.

Die Eltern waren zwar sehr überrascht, so schnell eine Schwiegertochter zu haben, indeß da ihnen ihr Sohn vorstellte, daß Wilhelmine zu seinem Glücke nöthiger wäre als die Reise, so waren sie es zufrieden.

Nun sehn Sie doch ein, Frau Geheimeräthin, daß ich Ihre Vorwürfe nicht verdiene, sagte Louise, Herr Bernard ist sehr über meinen Verlust getröstet.

Die Geheimeräthin schwieg einige Augenblicke, dann sagte sie zu Louisen: Nun wollen sie denn, daß mein Sohn sich Ihrentwegen erschießen soll? Dann wendete sie sich zu ihrem Sohn und stellte ihm Louisen als Werners Braut vor. Bernard war herzlich froh darüber.

Werner kam bald darauf, um Louisen abzuholen. Er wunderte sich nicht wenig, Bernard und die Damen zu finden; man erzählte ihm die Geschichte, und alle wünschten sich Glück und umarmten sich mit erneuerter Freundschaft, die ganze Gesellschaft setzte sich sehr vergnügt zu Tische.

Werner fragte am Ende den jungen Bernard: wie wirds denn nun mit Deiner Reise? Dazu ist noch immer Zeit genug, ich denke noch lange zu leben.

Aber die Gallerie in Dresden hast Du doch gesehn?

Nein noch nicht; aber ich werde ja nun öfter hinreisen, um meine Schwiegermutter zu besuchen, da kann ich sie ja noch genug ansehn.

XXVII.

Wildberg saß angezogen an einem Tische und war eifrigst bemüht, eine Feder zu zerkäuen. Wenn man ihn sah, so hätte man wenigstens darauf schwören sollen, aber im Grunde schrieb er Verse. — Es schlug drey Uhr, und ihm fehlte immer noch der Schluß seines Gedichts, und doch sollte er es um diese Zeit schon seinem guten Freunde vorlesen. Er wünschte selber nichts mehr, als daß es fertig seyn möchte, aber es wollte sich ihm zum Trotz das Ende immer nicht finden lassen; denn ein Gedicht in Reimen kann man nicht so behende schließen, als eines, das in Hexametern,

oder gar in einem freien Silbenmaaße geschrieben ist.

Man sagt, daß es kein so ungeduldiges Geschöpf gebe, als einen Dichter, der sein Produkt vorlesen wolle. Einer meiner Freunde, der sich auch für einen Dichter hält, behauptet wenigstens, daß wenn es auch keine Unsterblichkeit, keinen Nachruhm gebe; ja wenn einem selbst in der Literaturzeitung übel mitgespielt würde, das Vorlesen eines Werks in einer Gesellschaft guter Freunde, alle dieses Unglück gewissermaßen vergüte. Wenn dieser Satz wahr ist, so läßt sich Wildbergs Unruhe leicht begreifen; denn eine Minute verging nach der andern und der Schlußgedanke kam immer noch nicht. Endlich steckte er sein Papier ein, fest entschlossen, entweder nur fünf Strophen seines Gedichts vorzulesen, oder unterwegs seine Phantasie noch anzustrengen.

Die Gesellschaft, zu der Wildberg eilte, bestand aus ihm und drey Freunden, die wir jetzt dem Leser ganz kurz charakterisiren wollen.

Wildberg war ein Mensch, der viele Verse schrieb, und man hat schon oft behaupten wollen, diese Gattung von Leuten hätten nicht viel Charakter. Er war ein ganz guter Mensch, und seine größte Schwachheit war eben sein Hang zur Dichtkunst,

kunst, und doch kamen ihm wenige Gedichte, die seinigen ausgenommen, poetisch vor. Er arbeitete sich oft ab, etwas Neues und Originelles hervorzubringen, und wenn er ausging und ihm irgend ein Gedanke einfiel, so fragte er sich gleich, ob er ihn nicht in einem Gedichte anbringen könne; denn sonst hatte er kein Interesse für ihn. – Er theilte die Menschen in zwey Klassen, in diejenigen, denen seine Gedichte gefielen, und in die, die sie schlecht fanden; den letztern traute er wenig Geschmack und auch nicht zu viel Tugend zu. Hätte man ihn dahin bringen können, kein Dichter zu seyn, so wäre er gewiß ein desto besserer Mensch geworden.

Das zweyte Mitglied des kleinen Klubs hieß Wandel, und war ein sehr gesetzter ernsthafter Mensch. Man hätte ihn durch nichts dahin bringen können, irgend etwas zu thun, oder zu unternehmen, wenn er keinen Nutzen abgesehn hätte. Jeder Umgang, jeder Besuch, jedes Buch das er las, mußte Einfluß auf ihn haben, und doch hielt er sich für so ausgebildet, daß nichts auf ihn Einfluß haben konnte. Er war einer von jenen Lesern, die nur lesen um zu rezensiren; es giebt Leute die gar nicht darauf kommen, irgend ein Kunstwerk zu genießen; ihr Vergnügen besteht blos darinn, es zu zerlegen, und zu diesen gehörte Wandel. Er hätte nie an dieser Gesellschaft Theil genommen,

men, wenn er nicht überzeugt gewesen wäre, sich und andre hier bilden zu können; darum wurde bei jeder Zusammenkunft irgend etwas vorgelesen, wenn es auch noch so unbedeutend war, und er erzählte der ganzen Stadt mit wichtiger Mine von der gelehrten Gesellschaft, von der er auch ein Mitglied sey.

Der dritte Freund hieß Birnheim. Er war der auffallendste Contrast gegen Wandel. Er hatte vielleicht in seinem Leben noch gar nicht daran gedacht, daß er eigentlich lebe, und er irgend einmal ein Ende nehmen müsse; von dem sogenannten Werthe der Zeit hatte er gar keinen Begriff, je schneller sie ihm verging, je lieber war es ihm! Er lachte über alles und dann am meisten, wenn Wandel zuweilen begehrte, er möchte ihm zu Gefallen nur auf eine Viertelstunde ernsthaft seyn, damit er von seiner Freundschaft, oder über das Schicksal, oder etwas dem ähnlichen einen ernsthaften Diskours führen könne. Einige Leute, die Verstand zu haben glaubten, riethen ihm Lustspiele zu schreiben, weil er offenbar dazu geboren seyn müsse; er aber war noch verständiger und unterließ es; nur der sogenannten gelehrten Gesellschaft zu Gefallen schrieb er etwas nieder, wenn die Reihe an ihn kam; aber nichts scherzhaftes, sondern er untersuchte dann gewöhnlich auf dem Rande eines halben Bogens, welche

Staatsverfassung die beste sey, in wiefern die Reformation Nutzen gestiftet habe und dergl.; er trug dann Sachen vor, die jedes Kind wußte; aber Wandel hielt diese Aufsätze seines Freundes doch in Ehren, weil er behauptete, sie wären doch das einzige, woraus man ersehn könne, daß er doch auch einigen Verstand habe.

Der vierte Charakter war niemand anders, als eine stille melankolische Person, mit Namen Hüftner. Er war in sich zurückgezogen, weil er in der Liebe unglücklich gewesen war; er verträumte das Leben, und so ernsthaft er auch fast beständig aussah, so wenig nahm er doch irgend etwas ernsthaftes. In seinen Aufsätzen für die Gesellschaft, zwang er sich immer spaßhaft zu seyn, weil er sich Witz zutraute.

Bei jeder Zusammenkunft zankten die Mitglieder, weil sie einander so unähnlich waren, und jedesmal klagten sie darüber, daß in Deutschland doch eine gar zu große Aehnlichkeit der Charaktere herrsche. In keinem einzigen Satze waren sie einerlei Meinung, außer in diesem.

Wildberg trat jetzt herein, duckte sich schnell in eine Ecke, und schrieb die letzten Verse seines Gedichtes nieder, weil er sie wirklich unterwegs ausgearbeitet hatte. Alle waren neugierig, und

um noch länger seine Bewunderung zu genießen, fing er erst an, etwas darüber zu sagen, was er durch dieses Gedicht habe ausdrücken wollen.

Die Ueberschrift, sagte er, heißt das Meer. Ich habe nämlich fingirt, daß ich mit einigen guten Freunden oben auf einer Klippe stände, die sich über die unermeßliche See hinüberbeugt.

Wie kamen Sie aber dazu? rief Birnheim aus, Sie waren doch wahrscheinlich auf ebner Erde, in Ihrer Stube, als Sie es schrieben.

Das ist nun kein Einwurf, sagte Wandel, das ist ja nichts, als eine poetische Voraussetzung, die erste Bedingung. Denn sonst könnte man ja bei jedem Gedichte etwas Aehnliches fragen.

Ich frag es auch immer, sagte Birnheim.

Wandel. Dann müssen Sie auch keine Dichter lesen –

Birnheim. Es geschieht auch nicht –

Wandel. Wie Sie wollen; aber lassen Sie uns wenigstens hören, was unser Freund gedichtet hat. – Aber mit Ihrer Erlaubniß, lieber Wildberg, es ist mir schon oft so gegangen, daß

ich

ich in der Ankündigung eines Dichters mehr sah, hörte und empfand, als im Gedichte selbst; ich sah Sie jetzt zum Beispiel mit Ihren Freunden da oben auf der Klippe ganz deutlich stehn, wie Sie sich hinüber beugten, das Meer rauschen zu hören und sich vor seiner Gewalt entsetzen; aber es kann leicht seyn, daß ich bei Ihren Gefühlen darüber nichts empfinde —

Birnh. Weil es in der Stube par terre geschrieben ist.

Wandel. Nicht grade deswegen, sondern weil alle Gemälde mehr auf meine Phantasie würken und durch sich selbst Empfindungen in mir erregen; wenn ich aber Empfindungen hingestellt sehe, so bleibt meine Phantasie dabei ungerührt und meine ganze Seele müßig. So hat mich schon oft ein Auszug aus einem Trauerspiele, wenn ich las: nun erscheint der und der in höchster Wuth oder Traurigkeit — mehr gerührt, als das wirkliche Trauerspiel — Aber lesen Sie nur lieber Wildberg.

Wildberg setzte sich nieder und las mit vielem Pathos folgendes Gedicht:

Das Meer.

1.

Auf hoher Felsenkante,
Der Menschheit Abgesandte
Stehn wir und opfern Gott Gesang.
Ihm tönen Jubellieder
Im Namen unsrer Brüder
Für alle Pracht der Erde Dank.

2.

In allgewaltger Schaale
Dem heiligen Schicksale
Schäumt unter uns das weite Meer.
In lachend heitrer Stille
Im wilden Sturmgebrülle
Ists immer heilig, groß und hehr.

3.

Und Gottes-Bild der Himmel,
Schaut in der Fluth Gewimmel
Mit unbewegtem Aug' hinein:
Er beugt sich freundlich nieder,
Mit blauem Glanzgefieder
Schließt er die Fluth umarmend ein.

4.

Wie diese regen Wellen
Gedrängt sich treibend schwellen,
So wallt der Menschen großes Meer:
In hoher Tugend Siege,
In schwarzer Laster Kriege
Stets groß und wundervoll und hehr.

5.

Drum laßt uns, gleich dem Himmel
Ins wilde Weltgetümmel
Mit sonnenhellem Auge sehn;
Fest an der Menschheit hangen,
Die Welt mit Lieb umfangen
Und liebend, liebend untergehn.

6.

Laßt länger hier uns harren
In Meer und Himmel starren
Bis jede Fiber fühlend schwillt:
Und segnet das Entzücken,
Das unsern trunknen Blicken,
Aus dir, Natur, geheiligt quillt.

Er hatte geendigt und war begeistert, Wandel schüttelte mit dem Kopfe; Birnheim lachte aus vollem Halse; Hüftner weinte.

Wildberg wunderte sich über die verschiednen Wirkungen, die seine Phantasie hervorgebracht hatte. Wandel trat auf ihn zu.

Lieber Freund, fing dieser an, mich dünkt, daß sich gegen Ihr sonst vortreffliches Gedicht noch sehr vieles aussetzen ließe; die Sprache darinn ist nicht korrekt, die Darstellung nicht deutlich, die Bilder sind gesucht, das Ganze ist nicht poetisch klar, sondern es schillert gleichsam nur so —

Wildberg. Und das vortreffliche?

Wandel. Läßt sich demohngeachtet nicht läugnen. — Sie hätten uns aber das Meer individueller beschreiben sollen, sich etwas darauf einlassen, daß das Wasser eins von den vier Elementen sey, die Allegorie etwas mehr vermeiden müssen; kurz —

Wildberg. Ein ganz ander Gedicht schreiben.

Wandel. Nein, das will ich grade nicht sagen; aber Ihr Genie bequemt sich zu wenig nach der Kritik.

Aber

Aber warum lachen Sie so sehr; wenn es zu fragen erlaubt ist, sagte Wildberg zu Birnheim.

Nicht über Ihr Gedicht, wahrlich nicht, antwortete Birnheim, – denn ich habe es gar nicht einmal zu Ende gehört. Es sind nur einige Erinnerungen, die sich bei mir so frisch erneuerten. Lesen Sie doch einmal gleich den Anfang.

Wildberg las:

Auf hoher Felsenkante
Der Menschheit Abgesandte

Nun was ist denn da zu lachen?

Birnheim. Und dann in der zweiten Strophe –

Wildberg. In Allgewaltger Schaale
Dem heiligen Schicksale –

Nun was ist denn darüber zu lachen?

Birnheim. Nichts, wenn Sie wollen, und doch möchte ich vor Lachen ersticken. – Ich sehe schon, ich muß Ihnen die ganze Geschichte erzählen.

Schon als ich auf der Schule war, war mir das ernsthafte Wesen meiner Mitschüler zuwider. Ich machte immer heimlich kleine Complotte, mit denen ich, ohne entdeckt zu werden, manchen lustigen Streich ausführte.

Es war jetzt die Zeit gekommen, daß ich zur Universität abgehn sollte; eine Periode, die allen Menschen sonst sehr wichtig vorkömmt, aber mir war es nur lächerlich. Unser Rektor war ein alter ernsthafter Mann, der uns den Schritt, den wir jetzt thaten, nicht erschrecklich genug vormalen konnte: um uns vor Verführungen zu sichern, las er denen, die zur Universität abgehn wollten, ein eignes kleines äußerst nützliches und langweiliges Collegium, worinn er uns vor tausend Sachen warnte, vor denen wir uns schon auf der Schule nicht mehr gefürchtet hatten.

Er hatte sich einige Worte angewöhnt, die er ungemein gern in seinen Reden anbrachte; so sprach er oft von der M e n s c h h e i t, und suchte uns diesen Begriff und seine Wichtigkeit recht deutlich auseinanderzusetzen, er verband damit die Humanität und die Stelle des Terenz, Homo sum etc. Er wollte uns durch seine Erklärungen eine hohe Ehrfurcht vor uns selber beibringen. Um dies noch bequemer zu bewerkstelligen, flochte er damit die Idee von S c h i c k s a l zusammen, wie es die

ganze

ganze Menschheit sowohl, wie auch den einzelnen Menschen leite, ihn nicht aus den Händen lasse und dergleichen mehr.

Ich war damals sehr jung und mir kamen diese Vorstellungen so stolz vor, daß ich nicht im mindesten daran glauben konnte. Dergleichen Ideen sind den Menschen überhaupt vielleicht fremd, und ich ging nur noch einen Schritt weiter und fing an, darüber zu spotten.

Ich schilderte die Menschheit wie einen Bär, den das Schicksal an einer Kette führe und Künste machen lasse; von den Zuschauern sagte ich, wisse man nichts, das Schicksal übe sich vielleicht nur an den hiesigen Menschen im Lenken, um eine entstehende vornehmere Welt desto besser zu regieren. Es wäre vielleicht vernünftiger, wenn nicht so oft von Schicksal und Unsterblichkeit gesprochen würde, denn man denkt sich gar zu selten etwas dabei.

Ich muß meine Thorheit gestehn, ich hatte ein eignes kleines Marionettentheater erbaut und Figuren geschnitzt, mit denen ich durch Hülfe eines Freundes Stücke aus dem Stegreife aufführte. Die Marionetten wurden von oben mit Fäden regiert; der Hanswurst repräsentirte die reine Menschheit, und ohne, daß er es wußte, war er

mit dem einen Beine, vermittelst eines Fadens, an eine verschleierte unförmliche Gestalt befestigt. Wenn er nun seinen guten Freunden versprach, sie im Gasthofe zu besuchen, oder wenn er Gevatter stehn sollte, und eben im Begriff war abzugehn, ward er von der unförmlichen Figur plötzlich zurückgezogen, so daß er selbst nicht wußte, woran er war. Wenn er denn ausgescholten ward, so entschuldigte er sich immer mit seinem Schicksale, und daß er keinen freien Willen habe. Nun sollte er dies wunderliche Schicksal beschreiben; er quälte sich lange und konnte es nicht; er sagte, er spüre es immer am Beine, wie es ihm ziehe. Er bat seine Freunde inständigst, ihm davon zu helfen, und einen freien Willen zu verschaffen.

Zwey darunter, die Philosophen sind, beschließen ihm beizustehn; sie sagen, sie kennen eine Göttin, die alles möglich machen könne. Sie machen sich auf den Weg.

Diese Göttin ist Niemand anders, als die Philosophie. Sie müssen unterwegs über viele mathematische Figuren steigen, weil es ein alter Tempelwärter Plato so haben will, sie kommen in ein Land, wo man eine andre Sprache spricht, die sie auch lernen müssen, eine ganze Scene hindurch hört man nur von a plus B minus. C. u. s. w.

Sie

Sie haben einen Wagen bei sich, und müssen auf diesen eine Menge unförmlicher Bedienten packen, Barbara, Celarent, Dario, Ferient und andre. — Sie kommen nun zum Tempel der Philosophie.

Die Bedienten müssen absteigen, den Tempel aufmachen, sie melden und dergleichen mehr. Die Göttin sitzt auf einem Throne und fragt was sie wollen; sie tragen Ihr Gesuch vor. Sie läßt sich von den mitgekommenen Bedienten allerhand Packete reichen, um Ihre Reden recht vernünftig einzurichten: alles ist voller Erwartung.

Sie beweißt nun weitläuftig, indem die Bedienten auf ihre Winke hin und her laufen, daß die Abgesandten der Menschheit ziemlich ohne Noth gekommen wären, denn obgleich Hanswurst mit Einem Beine an das Schicksal gebunden sey, so habe er dennoch seinen freien Willen. Die Gesandten können es nicht begreifen, sie repetirt ihren Beweis in allen Formen, die Gesandten geben ihr aus Ueberdruß Recht, und lassen sich am Ende alles in Paragraphen schreiben, um ihren unzufriednen Freund desto besser zu überführen.

Die Gesandten sind nun von der Göttin so betrübt, daß sie den Rückweg zur armen simplen Mensch-

Menschheit gar nicht finden können, der eine verläuft sich in einem Dilemma, und sein Gefährde kann ihn anfangs gar nicht wieder finden. Nach vielen Strapazen kommen sie zurück, sie wollen Hanswurst trösten; aber dieser versteht ihre Sprache nun gar nicht; er klagt über das Bein, die Bedienten wollen ihn losmachen, die Paragraphen werden ihm vorgelesen, daß er nothwendig schon einen freien Willen haben müsse. Die Bedienten fassen ihn so ungeschickt an, daß er umfällt, er wird böse, er glaubt endlich, er sey losgebunden, will nach dem Wirthshause, das Schicksal zieht ihn zurück; er sieht in der Ferne Goldstücke liegen, er will hineilen, sie aufzuheben und wird wieder zurückgezogen. Er fällt in Verzweiflung und schimpft auf die Philosophie, die Abgesandten, und die ungeschickten Bedienten. Die Gesandten finden sich beleidigt, sie sagen, sie hätten ihm ja gesagt, daß er noch unter dem Schicksalen stehe. Hanswurst erzählt, es habe ihm das Bein bald abgerissen. Die Gesandten behaupten, er habe aber demohngeachtet seinen freien Willen, er müsse nur immer das wollen, was er könne. Hanswurst wendet ein, das sey eine schlechte Kunst, es gehe ihm also, wie dem angebundenen Schweine, das auch die Erlaubniß habe, mit seinem freien Willen hinzugehn, wohin es wolle, wenn es nämlich nach dem Schlachthause grade hinlaufe; er behauptet, daß sie elende Gesandten der

Menschheit wären, sie hätten seine Sache schlecht verfochten. Das Stück schloß nun mit einigen Versen.

Ein reicher Mitschüler hatte uns den Abend vor dem öffentlichen Examen zu sich eingeladen, der Wein hatte uns munter gemacht, und ich führte das beschriebene Stück auf, an dem einige ein großes Aergerniß nahmen. Ich war ganz begeistert, und wurde es beim Abendessen noch mehr; es fehlte wenig, so war ich ganz betrunken; einigen andern war es eben so gegangen, und wir machten uns nun taumelnd und singend auf den Weg nach Hause. Das possenhafte Marionettenspiel steckte noch allen im Kopfe, das Wort Schicksal und Menschheit schwebte uns immer auf der Zunge. Mit meinem Direkteur trennte ich mich endlich von den übrigen, und als wir Abschied nahmen, sagten wir, wir müßten nach Hause gehn, wenn uns das Schicksal dahin führen wollte.

Es kam aber anders; eine alte Frau begegnete uns mit einer Blendlaterne, wir waren böse darüber, weil wir selber ohne Laterne gingen, um uns also alle drey in einen gleichen Zustand zu setzen, zerschlugen wir die Laterne ohne weiteres Bedenken: eine Wache ging grade vorbei, und nahm uns nach einem kurzen Wortwechsel in ihre

Mitte. Weil ich von je die unnützen Fragen geliebt habe, so erkundigte ich mich, wo man uns hinbringen wollte; der eine Soldat antwortete: es wäre unser Schicksal, daß wir in die Wache wandern müßten, weil wir Unfug angerichtet hätten; einen alten Mann hätte das Schicksal auch schon dorthin gebracht, weil er auf öffentlicher Straße Tobak geraucht habe, welches verboten sey; er wolle durchaus nicht bekennen, wer er sey. Ich mußte lachen.

Wir kamen in die Wache, die ein Unterofficier kommandirte, der beinah so that, als wenn er unser Schicksal beklagte. Wir sahn uns genauer um, und entdeckten zu unserm Erstaunen unsern Rektor, der trübselig in einer Ecke saß, und still vor sich von Menschheit und wunderlichen Schicksalen murmelte. Er mußte auch getrunken haben; denn er kannte uns beide nicht.

Als wir anfingen etwas nüchterner zu werden, wollte uns der Spaß nicht mehr so recht gefallen, wir fragten zu wiederholtenmalen, ob wir denn dort bleiben müßten, morgen sey ein wichtiger Tag für uns, wir müßten fort. — Der Unterofficier antwortete ganz kaltblütig, wenn uns das Schicksal nicht hinaus führte, so müßten wir hier bleiben. Ich kam auf eine Vermuthung. Ich drückte ihm

ihm zwey Thaler in die Hand, und wir konnten nun gehn, wohin wir wollten; der Rektor folgte unserm Beispiele, und so führte uns das Schicksal alle ins Freie.

Die Luft machte mich und meinen Gefährten von neuem betrunken. Wir waren in einer unbekannten Straße, wir konnten uns durchaus nicht zurecht finden. Wenn uns das Schicksal nicht nach Hause bringt, sagte ich, so müssen wir die ganze Nacht herumlaufen, denn es geht Niemand mehr auf der Straße. Zum Glück fuhr ein lediger Miethswagen vorbei, für ein gutes Trinkgeld setzte er jeden vor seinem Hause ab.

Am andern Tage war das Examen. Eine glänzende Versammlung hörte zu, wie man uns unsre Kenntnisse abfrug; die Väter waren gerührt, manche schliefen; der Rektor wollte nun noch einige Bücher als Prämien austheilen, uns zur Universität abgehend machen und mit einer kurzen rührenden Anrede entlassen. Das Gesumme von Menschen hatte mich schon etwas verwirrt gemacht; der Rektor fing seine Rede an, und sagte gerührt: wie das Schicksal die Menschheit an Fäden regiere; — aber plötzlich mußte ich und mein Freund so laut lachen, daß wir die Rührung der ganzen Versammlung unterbrachen; der Rektor schloß seine Rede schnell, gab nun keine

Prämien und sagte, daß wir uns selbst dieß Schicksal zugezogen hätten.

Sehn Sie, das sind die Ursachen, warum ich über das Schicksal, ein Gedicht, und über die Abgesandten der Menschheit habe lachen müssen.

Es läßt sich fast denken, sagte Wandel, aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß in Ihrem Marionettenspiele kein rechter Menschenverstand gewesen ist.

Von Herzen gern, sagte Birnheim, wenns weiter nichts ist.

Ich werde nie mehr, sagte Wildberg empfindlich, die lächerliche Prätension machen, daß Sie von irgend einem Gedichte gerührt werden sollen.

Hüftner saß noch immer in der Ecke, und meinte, er hätte nach Birnheims frivoler Erzählung gar nicht hingehört; Wildberg näherte sich ihm jetzt mit einem zufriednen Gesichte, und sagte: Sie scheinen, lieber Freund, den Sinn meines Gedichts gefaßt zu haben, es hat Sie fast zu sehr angegriffen.

Nehmen Sie's nicht übel, sagte Hüftner, daß ich meinen Empfindungen so freien Lauf lasse. —

Ja

Je, es ist ja außerordentlich schmeichelhaft für mich. — Aber sagen Sie mir doch, durch welche Stelle Sie so ganz vorzüglich sind frappirt worden.

Durch die ersten beiden Verse —

Wie?

Ja, wollen Sie die Güte haben, den Anfang zu lesen, so will ich Ihnen auch sagen, wie es auf mich gewirkt hat.

Wildberg las:

Auf hoher Felsenkante
Der Menschheit Abgesandte
Stehn wir —

O! schon genug! rief Hüftner, das andre habe ich vor Schmerz gar nicht mehr gehört.

Wie? diese beiden unzusammenhängenden Verse haben Sie zum Weinen gebracht?

Nicht anders; aber hören Sie mir nun auch zu, damit Sie mich nicht für ganz wahnsinnig halten. — Sie wissen, daß ich vor einem halben Jahre unvermutheterweise zu einer reichen Erbschaft kam, und daß ich vorher in einer drückenden

Dürftigkeit lebte. — Ich wurde, weil meine Eltern früh gestorben waren, ohne Vermögen zu hinterlassen, von einem reichen aber äußerst wunderlichen Onkel erzogen. Der Mann vereinigte fast alle seltsamen Launen in sich, die uns sonst schon einzeln bei den Menschen auffallen. Er liebte mich außerordentlich, er fiel daher darauf, mich weder in eine Schule zu schicken, noch mir Hauslehrer zu halten, sondern er wollte mich selbst unterrichten. Er hatte mancherlei Kenntnisse, er war unermüdet, er lernte selbst mehreres wieder, was er schon längst vergessen hatte.

Vorzüglich eifrig war er, mir die französische Sprache beizubringen. Ich mußte täglich lesen und übersetzen: in einem dieser Exercitien kamen zufälligerweise die Wörter Envoyé und Ambassadeur vor; ich übersetzte beides durch Gesandte. Er las und schüttelte den Kopf, er tadelte mich, ich schlug ihm das Wöterbuch auf und behauptete, die deutsche Sprache mache darin keinen solchen Unterschied. Er wunderte sich, schimpfte auf die deutsche Sprache, und zog sich nachdenkend in sein Zimmer zurück. Nach einer halben Stunde ohngefähr kam er wieder zu mir, und sagte freundlich, daß es allerdings doch einen Unterschied gebe, oder wenn er auch in der Sprache nicht gegründet sey, so wolle er ihn hiermit erfunden haben. Ich solle nämlich für Envoyé G e s a n d t e r und für Ambassa-

bassadeur Abgesandter setzen. Ich that es, und er machte mir es nun zur unumstößlichen Regel, diesen Unterschied auf immer beizubehalten; ich vergaß es einigemal, und es wurde mir sehr hart verwiesen.

Der Unterschied dieser Worte war mir am Ende so gewöhnlich und trivial, daß ich mich eben deswegen in Acht nehmen mußte, sie nicht zu verwechseln, denn mein Onkel konnte deswegen Wochen lang auf mich böse seyn.

Ich war zwanzig Jahr alt geworden, mein Oheim war schwächlich, er hatte sein Testament gemacht und mir zu verstehn gegeben, daß ich sein Universalerbe sey. Die ganze Stadt wußte es ebenfalls, und ich stand daher bei allen Vätern und Müttern in einem großen Ansehn. Ich hatte mich verliebt, und zwar in die Tochter eines reichen Kaufmanns. Henriette liebte mich wieder, und die Mutter war mir sehr gewogen; ich war endlich dreist genug, mich zu erklären, und der Vater gab mir auch seine Einwilligung. Von meinem Glück berauscht, flog ich zu meinem Oheim, ich will ihm alles entdecken; aber da ich bemerkte, daß er verdrüßlich ist, verschwieg ich es noch. Er frägt nach Neuigkeiten; zu meinem Unglück muß ein Ambassadeur denselben Tag angekommen seyn, ich erzählte von ihm, denke dabei an Henrietten,

rietten, und nenne ihn in dieser Zerstreuung Gesandten.

Der Zorn meines Oheims war unbeschreiblich; er sagte, er könne sich nicht auf einen Menschen verlassen, der ihm zu Liebe nicht einmal diese kleine Aufmerksamkeit habe; ich mußte mich von seinem Bette aus dem Zimmer entfernen. — Einige Tage darauf starb er; er hatte vorher ein andres Testament gemacht, worin er mich völlig enterbte.

Henriette weinte, ihr Vater that ganz fremd gegen mich; er verbot mir sein Haus. Ich kam hieher und lebte in der größten Dürftigkeit, bis ich vor sechs Monaten so glücklich war, ein ansehnliches Vermögen zu bekommen.

Seit vier Jahren habe ich nun nichts von Henrietten gehört; ich habe es nicht gewagt, mich nach ihr zu erkundigen, weil ich die Nachricht ihrer Verheirathung, oder ihres Todes fürchtete; jetzt habe ich eine Reise nach meiner Geburtsstadt von einer Woche zur andern aufgeschoben. — Sie lasen daher kaum den Anfang Ihres Gedichts, so fiel mir all mein Unglück bei, und so träumt ich immer weiter, bis ich endlich in Thränen ausbreche.

Seltsam genug! sagte Wildberg, – aber sagen Sie mir nur zum Henker, was ein Dichter unter diesen Umständen mit seiner Sprache anfangen soll? – Man möchte es ja verschwören Verse zu machen, wenn jeder Mensch etwas anders dabei denkt. Da hat es der Maler und Bildhauer denn doch bequemer.

Am Ende, sagte Birnheim, sieht auch jeder die Farben anders.

Ich habe also, seufzte Wildberg, das Gedicht nur allein für mich geschrieben.

Und sich obenein noch etwas dazu gezwungen, sagte Birnheim.

Der Zank der gelehrten Gesellschaft würde ohnfehlbar ausgebrochen seyn, wenn sie nicht auf einen Wagen aufmerksam gemacht worden wären, der vor dem gegenüberstehenden Gasthofe hielt. Ein Bedienter sprang vom Bock und half zwey Frauenzimmern heraus.

Himmel! rief Hüftner, es ist Henriette und ihre Mutter.

Er bedachte sich einen Augenblick, dann eilte er hinüber. Die Damen hatten kaum ihr Zimmer eingenommen, als Hüftner schon vor ihnen stand.

Ich übergehe die zärtliche Scene, Henriette war ihm treu geblieben, der Vater war gestorben, Mutter und Tochter waren auf der Reise zu einem Verwandten, und äußerst erfreut, den alten Liebling ihres Hauses wieder zu finden.

Unsre Gesellschaft wird zerrissen, sagte Birnheim, als er es hörte; Hüftner reist fort, und will wieder in seiner Geburtsstadt wohnen.

Giebt es denn eine Gesellschaft? Rief Wildberg erhitzt, – haben wir denn eine Gesellschaft ausgemacht? Wir wollen ein neues Mitglied annehmen, das bei dem Worte Abgesandter niesen muß, so ist seine Stelle doppelt ersetzt.

XXVIII.

Leonard hatte von seiner frühen Jugend einen großen Hang zum Reisen gehabt. Er hatte sich endlich zu Schiffe begeben, um eine Reise nach Amerika zu machen.

Der Himmel war heiter und blau, die Winde bliesen lustig in die Segel, die Flaggen und Wimpel wehten, das Schiffsvolk war fröhlich; der Capitain betheuerte, er habe nie eine so glückliche Fahrt gehabt.

Ich begreife nur gar nicht, sagte Leonard, wie ich mich so schnell entschlossen habe, die Reise zu machen, schon zehn Jahre habe ich darüber nachgedacht, und habe es immer nicht gethan, und jetzt bin ich so plötzlich auf Ihrem Schiffe.

Wie

Wie kommt es, daß sie grade nach Amerika wollen?

Das klang mir immer so seltsam, so wunderbar; in dem Worte Amerika, liegt für mich eine so anziehende Kraft, ich habe immer zu reisen gewünscht; aber nirgend anders hin.

Jeder Mensch hat seine Neigungen.

Leonard stand auf dem Verdeck und sah in das weite Meer hinaus; er sah ein Schiff mit der größten Schnelligkeit daher segeln. Es schien ihm sehr seltsam gebaut; es kam sehr bald näher, der Capitain und alles Schiffsvolk schien es gar nicht zu bemerken.

Leonard sah auf dem Verdeck einen großen Mohren stehn; er war ganz in rother Seide gekleidet, welches gegen seine dunkelschwarze Haut, sonderbar abstach.

Das ganze Schiff war mit Mohren besetzt, und erst als es ganz nahe gekommen war, bemerkte es der Capitain des Schiffes, worauf sich Leonard befand.

Plötzlich hörte er ein fürchterliches Schießen, er war ganz mit Dampf bedeckt, er stand plötzlich

LB Coburg

mitten unter einem Haufen Soldaten, er war gar nicht furchtsam, er sah viele rings um sich her fallen, es war Blut und Todt auf allen Seiten; er konnte nicht begreifen, woher es käme, daß ihn keine Kugel träfe, er stand mit der größten Gleichgültigkeit da, und sah dem fürchterlichen Spiele zu.

Die Soldaten kamen ihm bald nicht mehr wie Menschen vor, und es belustigte ihn, wenn eine Kugel einen traf, und neben ihn hin warf.

Plötzlich sah er, daß ein Mohr von dem andern Schiffe eine große Stange herüber warf, woran ein Hacken befestigt war, der sich augenblicklich in Leonards Kleider verwickelte, und in demselben Augenblick befand er sich auf dem feindlichen Schiffe.

Er lag auf dem Boden fast ohne Besinnung; die Mohren tanzten auf eine wunderbare Weise um ihn herum.

Es ist gut daß wir ihn haben, sagte der Rothgekleidete, diesen habe ich mir lange gewünscht.

Wie doch die Reisebeschreiber lügen, dachte Leonard, die Mohren sollen eine ganz andre Sprache haben. Sie sprechen ja Deutsch wie wir. —

Was

Was mag er aber mit mir wollen? dachte er weiter, warum hat er sich gewünscht mich zu haben?

Er fing jetzt an, sich ungemein zu fürchten. Er bog seinen Kopf herum, um die Mohren nicht mehr zu sehn. Die Sprünge die sie machten, schienen ihm nicht mehr Tanz, sondern konvulsivische Bewegungen; die Mohren bückten sich und sahn ihm mit wunderlichen Lachen ins Gesicht, einer nach dem andern sprang hin, um ihn zu betrachten; sie schienen sich an seiner Angst, sehr zu belustigen.

So sehr er sich vor den Mohren zu verbergen suchte, und bei der äußersten Mühe, die er sich gab, ihre Gesichter nicht zu sehn, fiel es ihm doch gar nicht ein, daß er die Augen zumachen könnte. Der rothgekleidete winkte endlich mit einem langen elfenbeinernen Stabe, den er in der Hand hielt, und die Mohren traten zurück und ließen Leonard auf dem Boden liegen.

Er wußte nicht mehr, wo er war, es schien ihm endlich, als hörte er Bäume über sich rauschen, er schlug die Augen auf und sah, daß er sich in einem dicken Walde befand. Die Bäume hatten eine ganz andre Gestalt, wie diejenigen, die er bis jetzt gesehn hatte; an einem Baume hatten

die

die Blätter die dunkelste und hellste Farbe, alle waren so groß, das sein Auge auch nicht den Wipfel eines einzigen erreichen konnte. Alle Mohren, die ihn umgaben, waren sehr klein und weiß gekleidet, ihr Führer aber war der große rothgekleidete. Er schien Leonard jetzt noch größer als auf dem Schiffe; er schien ihm sogar immer größer zu werden.

Er folgte ihm und richtete seine Augen beständig auf den Kopf des Mohren; er glaubte bei jeden Schritt, er würde sich mit dem Turban, den er trug, in die Zweige der Bäume verwickeln; der Mohr wendete den Kopf aber immer so geschickt, daß es zu Leonards Verdruß niemals geschah; er wußte nicht, warum er es wünschte.

Endlich sah Leonard einen weißen Schein zwischen den Bäumen. Es war ein Zelt. Der Führer des Zuges trat hinein; Leonard und alle übrigen folgten.

Das Zelt war sehr groß und fast ganz finster; es war Gras auf dem Boden gewachsen, das ein Zugwind in Wellen bewegte.

Ich bin müde, rief der rothgekleidete Mohr und warf sich nieder, das Gras schlug über ihm zusammen, und Leonard konnte ihn nicht mehr sehn.

Eine Hand von außen zog einen Vorhang von der andern Seite weg, und winkte Leonard hinaus zu kommen; er that es und trat in den Hof eines großen Pallastes.

In der Mitte des Hofes war ein Teich, worin sehr klares Wasser war, rings herum saßen auf kostbaren Stühlen eine große Anzahl Männer, die ihm Türken schienen, in der Mitte saß ein besonders kostbar gekleideter. Leonard hielt ihn für den großen Mohren, und doch war er nicht schwarz und viel älter.

Ich habe dich lange unter meinen Sklaven zu haben gewünscht, redete er Leonard an, ich danke Gott, daß er meinen Wunsch erhört hat. Man gebe ihm sogleich ein Sklavenkleid, eine Kette und eine Zitter, ich will mich an seinem Gesang erfreun.

Ach Herr, rief Leonard, indem er sich zu seinen Füßen warf, ich verstehe kein Instrument zu spielen, und am wenigsten die Zitter.

Nichtswürdiger Sklave, schrie der Alte, du unterstehst dich mir zu widersprechen; er schlug mit einem Stabe in den Teich, und der rothgekleidete Mohr stieg heraus.

Was befiehlst Du Herr? fragte er ehrerbietig.

Laß diesem Sklaven dreyhundert Streiche geben, rief der Greis erzürnt, er verweigert es mir die Zitter zu spielen.

Dein Wille Herr geschehe. Er ergriff Leonard beim Arm, und war im Begriff ihn hinweg zu führen, als ein Mädchen schön wie ein Engel hinter dem Stuhl des Alten hervortrat. Leonard hatte sie bis jetzt nicht gesehn. Sie sank zu den Füßen des Alten, und indem sie kniete, flossen ihre langen schwarzen Locken in den Teich.

Vergib mein Vater, vergib, rief sie. Der Alte hob sie auf. Dir zu Liebe meine Tochter, sagte er, soll sein Uebermuth nur mit hundert Streichen bestraft werden, jetzt bitte nichts mehr.

Indem er mit ihr sprach, strich er das Wasser aus ihren Haaren.

Zwey Mohren ergriffen nun Leonard, und fingen an, ihn zu geisseln; er fühlte einen heftigen Schmerz, beim dritten Hiebe wollte er sich gewaltsam von ihnen losreißen; er bekam einen heftigen Schlag und erwachte.

Die Mohren, der Alte, die ganze Versammlung, alles war verschwunden. Er sah sich um,

und fand sich am Fuße eines sehr schönen Baumes, dessen lange Zweige bis auf ihn herunterhiengen, und die, wenn der Wind sich bewegte, mit ihren breiten weichen Blättern sein Gesicht streichelten.

Bin ich hier eingeschlafen, und hat mir das alles geträumet? fragte er sich selber. Wo bin ich aber? Mein Kopf ist von dem wunderlichen Zeuge so verwirrt, ich kann mich schlechterdings nicht besinnen, wie ich hier herkomme.

Er richtete sich auf, um zu sehn, wo er sich befände! er sah, daß er auf einem Berge war, dessen äußerste Spitze der Baum ausmachte, worunter er geschlafen hatte. Am Fuße des Berges sah er eine Wiese, worauf sehr hohe dunkelrothe und gelbe Blumen standen; ein dichter Kranz von ganz schwarzen Tannen schloß sie ein, hinter den Tannen waren wieder hohe Berge. Die Luft über ihm war sehr heiter, aber nicht blau, das schönste rosenroth, so weit sein Auge reichte. Auf der Wiese lagen zwischen Blumen und Gras, schneeweiße Schaafe, die nicht Wolle, sondern Seide zu haben schienen. Das Ganze machte einen äußerst romantischen Anblick.

Leonard hatte eine zeitlang seinen Kopf angestrengt, es heraus zu bringen, wo er sich befände; es war aber ganz vergeblich.

Wenn ich nun abergläubisch wäre, sagte er zu sich selber, so würde mir der seltsame Traum sehr wichtig vorkommen, es war alles so wunderbar und so deutlich, ich habe nie auf eine ähnliche Art geträumt.

Er stand jetzt auf der Wiese mitten unter den Schaafen, die sich nicht aus der Stelle bewegten. Sie sahn ihn alle an, und schienen ihn zu bewundern. Er betrachtete eins genauer, und fing es zu streicheln an. Plötzlich standen alle Schaafe schreiend um ihn herum und begehrten eben so geliebkoßt zu werden. So wie er eins berührte, ward es von einem andern zurück gestoßen, das sich zu ihm drängte.

Am Ende wurde es ihm ängstlich, er wußte nicht wie er die Schaafe los werden sollte, sie kamen ihn gar nicht mehr so sanftmüthig und schön vor, wie anfangs.

Er hörte in der Ferne die Töne einer Leier, er wurde aufmerksam, die Musik kam naher; endlich trat hinter den Bäumen ein Mann hervor, der dies Instrument spielte, sich nach allen Gegenden hinwandte, und ein Allmosen begehrte. Leonard wunderte sich über die Tollheit dieses Menschen, der in einer ganz einsamen Gegend bettelte. Indem er mit den Augen den Alten verfolgte, sahe er, daß sich die Thür einer Hütte öffnete, die ganz

nahe bei ihm stand, und die er bis jetzt noch nicht bemerkt hatte.

Fünf bis sechs kleine Kinder, die alle fast ganz nackt waren, umringten den Alten, gaben ihm Geld und Obst, und führten ihn zur Hütte.

Leonard folgte ihnen, er trat an das niedrige Fenster und sah von draußen in die kleine Stube hinein. Eine reichgekleidete Dame saß in einem Lehnstuhl und lehrte einem Mädchen, die vor ihr kniete, die Zitter spielen.

Wenn mein Liebling vorbeikömmt, sagte die Dame, so sage, ich grüsse ihn; mein Vater sey sehr erzürnt auf ihn, er solle lernen von Dir die Zitter spielen, um ihn wieder zu versöhnen.

Leonard stand wie verstummt, die Dame war dieselbe, die bei dem Türken für ihn bat. So habe ich denn nicht geträumt? rief er aus, so ist es wirklich? Wie komm ich aber hieher? Wer rettete mich aus den Händen der Sklaven? Ich muß das genauer wissen.

Gieb ihm diese Locke, sagte die Dame, indem sie von ihrem Haupte eine lange Haarlocke abschnitt, und sage ihm, er solle mir folgen. Leonard öffnete die Thür der Hütte, er wollte auf die

Dame zueilen, indem öffnete die Dame eine andre Thür gegenüber. Leonard sah, daß schäumende Wellen hoch empor schlugen, so wie die Thür geöffnet wurde; das Wasser schien viel höher als die Hütte, er fürchtete es würde eindringen, und das schöne Mädchen verschlingen; er stand und sah dem wunderlichen Schauspiele zu.

Die Dame stand an den Wasserfluthen und zauderte. Plötzlich schäumten die Wellen noch höher; der Rothgekleidete Mohr erhob sich aus dem Wasser, und reichte der Dame die Hand. Sie stieg sogleich in die Fluth, und wurde mit dem Mohren von den Wellen fortgetragen; die Thür verschloß sich wieder, und Leonard stand verwundernd da.

Er sah sich um und fand, daß er ganz allein in der Hütte sey; er sah nach dem Fenster, und eins von den weissen Schaafen stand eben so wie er vorhin, und sah in die kleine Hütte hinein. Er fing sich an, sehr zu fürchten, er wollte die Hütte verlassen, er konnte aber durchaus die Thür nicht wieder finden, durch die er gekommen war; es war jetzt nur die Thür da, wodurch er die Dame hatte weggehn sehn. Er scheute sich vor dem Wasser, und fürchtete sich auch, in der Hütte allein zu bleiben. Das Fenster war ganz offen, und das Schaaf, das förmlich ein Gesicht wie ein Mensch hatte, steckte den Kopf weit in das kleine Zimmer hinein.

In der größten Angst ergriff jetzt Leonard die Thür, und riß sie weit auf; aber nicht tobende Fluthen, sondern ein Geruch von vielen lieblichen Kräutern kam ihm entgegen. Er trat hinaus, und stand auf einem Platz, der ganz mit kleinen Hügeln und Blumen geschmückt war; die Sonne schien lieblich warm darauf.

Er irrte zwischen den kleinen hellgrünen Hügeln umher; endlich kam er zu einigen, worauf schwarze Kreutze standen; er sah nun mit einem großen Schreck, daß er sich auf einem Kirchhofe befände, daß alle die kleinen Hügel Gräber wären.

Und dieser unermeßlich große Platz, rief er, schließt nichts als Todte ein? Er ging immer weiter und die Gräber wurden immer dichter, die Blumen darauf immer seltner. Als er noch weiter kam, wurden die Gräber ganz dürr, und endlich glänzten breite weisse Marmorsteine darauf. Die Steine waren jetzt so eng aneinander, daß er sich durchdrängen mußte. Auf einem dieser Steine saß ein alter Mann in morgenländischer Kleidung. Leonard näherte sich ihm, und erkannte zu seinem Erstaunen den Vater der schönen Dame.

Der Alte erblickte ihn und rief: O gut mein Sohn, daß du kömmst.

Leo-

Leonard sah, daß er weinte, er wurde gerührt und fragte wehmüthig nach der Ursach seines Kummers.

Der übermüthige Mohr, sprach der Alte weinend, hat es mir abgeschlagen, mit mir auf die Jagd zu gehn, nun habe ich schon meine äußerste Kraft angewendet, irgend ein Thier zu erlegen, aber immer wenn ich schießen wollte, versagt mir das Gewehr, und dann sind mir alle Thiere zu schnell, hinter den Steinen können sie sich gut verbergen, und ich kann ihnen nicht nachkommen.

Leonard sah in demselben Augenblicke eine große Anzahl Hirsche und Hasen und allerlei wilde Thiere.

Er nahm die Flinte vom Alten und schoß einige. Der Alte wußte sich für Freude nicht zu lassen. Meine Tochter, rief er, fahrt sich hier auf dem Flusse spatzieren, wenn sie nun zurückkommt, so kann ich ihr doch diese Thiere bringen, und du kannst sagen, ich habe sie geschossen. Leonard versprach es, und der Alte überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Beide machten nun noch einen Spatziergang zwischen den Gräbern. Dieß ist mein Lustgarten,

sagte der Alte, und meiner Tochter zur Liebe bin ich sehr oft hier; es ist ihr Lieblingsaufenthalt.

Sie kamen an einen Fluß, das Wasser darin war so klar, daß man bis auf den Boden hinunter sehn konnte. Er schien künstlich gemacht zu seyn; denn Leonard sah sehr deutlich, daß der Boden mit dunkelrothen Steinen und Gold ausgelegt war. Das Wasser floß nun wie Kristall über Rubinen fort und schlug oft hohe Wellen.

Ein kleiner grüner Kahn mit goldnen Blumen geziert, schwamm jetzt auf dem Fluß, die Tochter des Alten saß in dem Kahn, ihr weisses weites Gewand floß von jeder Seite des Nachens in das Wasser, ihre langen schwarzen Locken spielten in den Wind, ein Kranz von Rosen hielt sie auf dem Kopfe nur halb zusammen. Sie hatte eine Zitter in der Hand und spielte und sang mit den lieblichsten Tönen.

Sie sah ihren Vater und Leonard und lächelte; sie schaukelte sich muthwillig in dem Kahne; der Alte wurde ängstlich, sie nahm den Kranz von ihrem Haupte, und ihr schwarzes Haar floß nun ganz herunter; sie zog eine Rose nach der andern aus dem Kranz, und warf sie scherzend in die Fluth. Der Kahn schwankte immer mehr, ein Wind erhob sich und der Fluß schäumte, der Kahn wurde verschlungen, der Alte schrie auf, und nach

eini=

einigen Augenblicken sah man die Dame mit weit aus einander fließenden Kleidern und Haaren hoch oben auf der Fluth. Sie streckte ihre Hände aus nach Leonard, er stürzte sich in den Fluß, kalte nasse Wellen schlugen über ihm zusammen; er erschrack und erwachte.

Er fand sich in einem kleinen engen Zimmer auf einem Sopha, die Vorhänge vor dem Fenster waren heruntergelassen, er lag mit dem Kopf in einer Ecke des Sophas.

Ist Ihnen jetzt besser? fragte eine sanfte weibliche Stimme.

Leonard konnte sich nicht finden, die Stimme schien ihm so bekannt, er war aus der wunderbarsten Welt plötzlich fortgerissen, die alltäglichsten Dinge umgaben ihn, die ältliche Dame, die neben ihm saß, schien ihm seine Tante zu seyn. Traume ich oder wache ich jetzt? fragte er sie.

Ich kann mir wohl denken, daß es Sie angegriffen hat, sagte sie, indem sie aufstand. Sie sind aber jetzt außer Gefahr, und ich kann zur Gesellschaft zurückgehn.

Ein lauter Schall von Trompeten und fröhlichen Instrumenten traf Leonards Ohr.

Was ist das für ein Lärmen? fragte er.

Ich wünschte, sie könnten erst an der allgemeinen Freude Antheil nehmen, erwiederte die Dame, das ganze Fest ist eigentlich ihrentwegen angestellt.

Meinetwegen! rief Leonard verwundernd.

Wissen Sie nicht, daß die Dame, die Sie aus dem Wasser erretteten, die Tochter des türkischen Kaisers ist.

Bin ich todt, oder habe ich geträumt, oder thue ich es jetzt, schrie Leonard, indem er aufsprang.

Die Musik wurde immer lauter und fröhlicher, die Thüre des kleinen Zimmers öffnete sich, und Leonard sah in den Garten seiner Tante; alle Bäume blühten, zwischen den frischen grünen Blättern flimmerten goldene. Er stand am Ende einer Allee von Birken, deren ganzer Stamm Silber zu seyn schien, ein freier Platz lag vor ihm, welcher zu den verschiedenen Alleen führte.

Von der einen Seite erscholl von neuem eine lebhafte Musik, die zuweilen einige Augenblicke schwieg, damit man die Töne einer einzelnen Leyer hören konnte, die dann eine weibliche Stimme von der andern Seite begleitete.

Von der Seite, wo man die Musik gehört hatte, sah er endlich einen Zug tanzender Mohren, an deren Spitze wieder der rothgekleidete sich befand; er ging seinen elfenbeinernen Stab in der Hand mit Gravität daher.

Von der andern Seite kamen durch die Bäume die Kinder, die er in der Hütte sah; sie wurden von dem Mann mit der Leyer und dem Mädchen mit der Zitter begleitet, die Kinder führten die Schaafe an Bändern mit sich.

Die ganze Gesellschaft fing nun an wunderliche Lieder zu singen, wovon Leonard kein Wort verstand.

Plötzlich erhob sich ein starkes Rauschen, wie von Wasserströmen; ein starker Wind, von dem Leonard doch nichts fühlte, riß die Bäume, die ihm gegenüber standen, aus, und schleuderte sie hoch in die Luft, sie flatterten wie Vögel empor, und verlohren sich bald aus Leonards Augen, ohne daß er sie niederfallen sah.

Wo die Bäume ausgerissen waren, sah er den silbernen Strom blinken, woraus er die Dame errettet haben sollte.

Er sah den Greis in prächtiger Kleidung am Ufer stehn, er reichte seiner Tochter die Hand, die aus dem Wasser wie aus einem Wagen stieg.

Die Musik erscholl von neuem, die Tänze wurden lebhafter; der Alte führte seine Tochter bis in die Mitte des Platzes, wo eine Rasenbank stand. Sie sank darauf hin und Wassertropfen flossen wie Perlen von ihrem Kleide auf das Gras.

Nimm sie, sie ist dein, sagte der Alte zu Leonard, der sich näherte; er sank auf ein Knie vor der Dame nieder; sie reichte ihm die Hand, drückte sie an sein Gesicht und neigte so seinen Kopf in ihren Schooß; er war sehr entkräftet, er fühlte sich dem Schlafe nahe. Fast schon schlummernd hörte er die Töne von Hörnern, Trommeln und Trompeten, dann wieder die einzelne Leyer — Als ihn plötzlich ein heftiges Schütteln erschreckte; er schlug die Augen auf, schloß sie aber sogleich wieder, weil ihn ein starker Sonnenstrahl blendete. Durch ein wiederholtes Schütteln wurde er endlich genöthigt, die Augen wieder zu öffnen. Er sah einen Menschen vor sich, der ihn noch immer beim Arm hielt, er schien ihm bekannt, auch das Zimmer worin er sich sah.

Wer sagt mir, ob ich wache oder träume? fragte er.

Jetzt

Jetzt glaube ich wohl, daß Sie wachen, sagte die kleine Person, die ihn beim Arm hielt. Aber Mühe hat es mich wahrlich gekostet.

Leonard sah den Schreibtisch, der ihm gegenüber stand an, und es schien ihm, als ob er ihn vor vielen Jahren besessen hätte, er heftete die Augen starr darauf.

Herr Leonard haben gestern befahlen, daß sie heut recht früh frisirt seyn wollten, sagte der kleine Mann, und nun kann ich gar nicht die Ehre haben, sie zu ermuntern.

Gestern? fragte Leonard, ist denn das wahr oder träume ich das auch nun wieder?

Er muß gestern Abend stark getrunken haben, sagte der Friseur zu sich.

Nun, dem mag seyn wie ihm will, rief Leonard, es mag ein Traum oder die Wahrheit seyn, irgend etwas muß ich doch anfangen, und so will ich mich denn frisiren lassen. Er stand auf, ließ sich frisiren, kleidete sich an, frühstückte, konnte sich aber immer nicht heraus finden, ob er träume oder wache. In dieser Ungewißheit entschloß er sich, seine Geliebte zu besuchen. Aber dachte er, wenn mir das nun wie alles andre geträumt hat,

wenn

wenn es nun gar keine Leonore giebt? Wohlan! ich will es darauf wagen. Er kam auf die Straße hinunter, er kannte alle Häuser, viele von seinen Bekannten, die ihm begegneten, grüßten ihn freundlich, das ganze Leben kam ihm wieder so profanisch entgegen; er überzeugte sich nun, daß er wirklich wache, und war herzlich froh darüber.

Er erreichte schon das Haus seiner Geliebte, er stieg die Treppe hinauf, ohne an seinen Traum zu denken. Als er ihr Zimmer öffnete, sah er sie an einem kleinen Tisch vor einem Spiegel; sie wollte sich eben frisiren, ihr schwarzes Haar war noch ungepudert und floß bis an die Hüfte herab; ein Kranz von Rosen, lag vor ihr auf dem Tische. Sie wendete den Kopf nach Leonard, und dieser sah, daß sie seiner Dame im Traume sprechend gliche; er trat einen Schritt zurück und blieb so verwundert stehn.

Was ist ihnen lieber Leonard? fragte sie zärtlich.

Leonard glaubte die Stimme der Türkin zu hören, er war jetzt überzeugt, er träumte wieder.

Leonore stand auf und faßte Leonards Hand. Sagen sie mir, was Ihnen fehlt.

Es

Es ist sonderbar, erwiederte er, daß ich mit Ihnen spreche, ich weiß, ich träume nur, und doch habe ich nicht Kraft genug, mich heraus zu reißen.

Aber wie seltsam sprechen Sie, lieber Freund, ich bitte Sie, sind Sie krank?

Nein, nein; aber ich fühle, es kann mich toll machen. Er wollte sich auf den Sopha setzen, und sah, daß ein weites weißes Kleid darüber hingebreitet war. Nein, es ist nicht auszuhalten, rief er, auch das Kleid;

Nun, was wollen Sie denn, sagte Leonora, ich habe Ihnen zu gefallen, das Kleid anziehn wollen, weil Sie sagen, Sie sehen mich gern so gekleidet, und darum wollte ich auch die Rosen tragen.

Ach vergeben Sie, ich leide sehr viel von Träumen.

Man hörte den starken Tritt eines Mannes vor Leonorens Zimmer; Leonard fuhr auf, er erwartete jetzt mit Gewißheit den Mohren.

Ein Bedienter trat hinein und sagte Leonora, der Herr Vater ließe fragen, ob man bald zu Tische gehn könnte, und ob Herr Leonard diesen Mittag hier speisen würde.

Leonard fing jetzt wieder an zu glauben, daß er nicht träume; er nahm Leonorens Anerbieten an und blieb zu Tische.

Er wurde noch einmal über sein seltsames Betragen befragt. Er gestand, daß ein Traum ihn so in Verwirrung gebracht hätte. Er wurde nun gebeten, ihn zu erzählen. Als er geendigt hatte, sagte Leonora, in der That, es ist wunderbar; aber Sie ließen sich doch zu sehr hinreißen, daß Sie immer bei mir noch glaubten, Sie träumten. Wenn alles seltsame uns so verwirren sollte, was könnten wir am Ende anfangen; denn, ist denn unser ganzes Leben etwas anders als ein solcher wunderbarer Traum?

O! das ist ganz etwas anders, erwiederte Leonard, in diesem närrischen Wesen sind wir so zu Hause, wir wachen auch nicht ehr auf als bis wir sterben, und wer weiß denn, wie uns nach diesem Aufwachen seyn wird?

Am Ende könnte ein witziger Leser einwerfen, wachen wir vielleicht am eigentlichsten, wenn wir das Tollste träumen! — — Vielleicht —

Doch vielleicht ist es auch nur ein Traum von mir, daß ich Leser habe.

XXIX.

Nein! ich will die Menschen verlassen, sie haben mir zu übel mitgespielt, ich mag mit dieser Brut nicht mehr leben, ich will hinaus in den Wald zu den unschuldigen Thieren ziehen, rief Walther, sie sind mir jetzt näher befreundet, als die Menschen.

Er rief Philip seinen Bedienten, befahl, seine nöthigen Sachen einzupacken, und alles zu einer großen Reise zuzubereiten.

Sie wollen H— verlassen? fragte Philip verwundert.

Die Menschen, die Menschen, murmelte Walther mit verbißnen Lippen.

Aber darf ich nicht fragen, wohin Sie zu reisen gedenken? Walther antwortete nicht. Wenn Sie sehr weit zu reisen gedächten, fuhr Philip furchtsam fort —

Nun was denn? rief Walther hitzig.

So wollte ich wohl demüthig um meinen Abschied bitten, erwiederte Philip, weil ich mich hier zu verheirathen gedenke, setzte er sehr schnell hinzu.

Philip! auch Du, auch Du, rief der Herr bestürzt, unter allen Menschen habe ich noch allein an Deine Treue geglaubt — — Nun fahre hin, auch Dich habe ich verlohren. Er ging seufzend im Zimmer auf und ab. Du sollst Deinen Abschied haben, sagte er nach einiger Zeit, indem er sich wieder zu seinem verwunderten Diener wandte, jetzt gehe, eben Deine Forderung hat meinen Vorsatz bestärkt.

Philip ging und wunderte sich über seines Herrn seltsames Betragen.

Nachdem Walther einigemal tiefsinnig im Zimmer auf- und abgegangen war, hielt er folgenden Monolog:

„Was

„Was sollte mich wohl bewegen, unter den „Menschen noch ferner zu leben? Sind mir „nicht alle abtrünnig geworden? selbst mein „Diener Philip, bezeugt er mir wohl die Treue, „die Liebe, die ein Herr von seinem redlichen „Diener fordern kann? Will er nicht, um sich „zu verheirathen, mich verlassen, da er kaum „hört, daß ich eine Reise machen will? Und „habe ich bei allen Menschen etwas anders als „Spott und Hohn erhalten, wenn ich ihnen „mein volles liebendes Herz darbot? o! wie zer„rissen und blutend trage ich dies Herz von „den undankbaren Menschen hinweg. Sie „verdienten nicht, daß ich sie liebte. Wohlan, „so will ich sie jetzt hassen und verachten."

Er verließ mit starken muthigen Schritten das Zimmer, eilte in den nahgelegenen Wald, um sich den ödesten Platz darin zu seinem künftigen Wohnort auszusuchen, weil er sich schlechterdings keinen Menschenhasser anders, als in einem dichten Walde denken konnte.

Er arbeitete sich durch Hecken und Gesträuch, und fand endlich einen Platz, der ihm würdig schien, einen Einsiedler aufzunehmen; er kehrte zurück und errichtete am folgenden Tage mit seinem Bedienten, von welchem er sich die strengste Verschwiegenheit versprechen ließ, eine Hütte.

Das nothwendigste Geräth wurde hineingeschafft, und Walther bezog sie nach einigen Tagen.

Er beschloß anfangs, daß er ganz wie ein Einsiedler von Wurzeln und Kräutern leben wollte; aber schon das erstemal, als er eine solche Mahlzeit versuchte, gereuete ihm dieser Vorsatz.

Und warum soll ich denn, weil ich die Menschen hasse, sagte er zu sich selber, elender leben als einer von ihnen? Ich will nicht mehr, daß sie mich betrügen und verachten sollen, ich will sie nicht mehr sehn; aber wer zwingt mich denn deswegen, wie ein Thier herum zu kriechen und meine Nahrung zu suchen?

Er bedachte, daß er aber doch nothwendig einen Menschen haben müsse, der ihm seine Bedürfnisse herbeischaffte, und erinnerte sich an Philip; aber, sagte er, so muß ich ja mit ihm sprechen! Nun, es macht nichts, ich kann ihn doch genug hassen, ich kann mir ja auch einbilden, es wäre ein Hund.

Mit diesem Gedanken ging er der Stadt zu, um seinen Diener aufzusuchen. Als er sich dem Thor naherte, rief er: So muß ich mich noch einmal durch einen Haufen Thoren drängen! nun

es

es ist das letztemal, setzte er beruhigt hinzu, und ging in die Stadt hinein.

Philip freuete sich außerordentlich, seinen Herrn wiederzusehn, er glaubte, er hätte die Lust an diesem Menschenhasserleben schon verlohren, weil es grade ein sehr unfreundlicher regnigter Tag war; er erstaunte daher nicht wenig, als er Walthers Befehle, die in möglichster Kürze gegeben wurden, vernahm.

Von jetzt an, war Philip wieder wie zuvor in Walthers Diensten, nur mit dem Unterschied, daß er täglich nur einmal in den Wald kam, und seinen Herrn mit allem nöthigen versorgte.

Walther lebte nun sehr zufrieden, er freuete sich mit jedem neuen Morgen, daß er Muth genug gehabt hatte, diesen Entschluß zu fassen; er sahe keine Menschengesichter mehr, die ihm zuwider waren. Wenn Philip kam, schlief er gewöhnlich noch, so daß er auch diesen sogar nur selten sah. Wenn er seine kleine Wirthschaft besorgt hatte, ging er im Walde spatzieren und hielt sich lange Reden über die Verächtlichkeit der Menschen, besonders der Weiber; er rief alle Kränkungen, die er von ihnen erdultet hatte, in sein Gedächtniß zurück, und kehrte jeden Abend mit dem festen Vorsatze zu sei-

ner Hütte zurück, diesen Wald nie wieder zu verlassen.

Er hatte sich eines Abends auf einem Spaziergange so in seinen Betrachtungen vertieft, daß er später als gewöhnlich nach Hause kam. Er erschrack ein wenig, als er die Thür offen fand.

Verfolgt mich denn mein unglückliches Schicksal? sagte er, indem er einen Schritt zurücktrat. Gewiß hat eine verdammte menschliche Gestalt von meinem Haß gegen dieß ganze Geschlecht gehört, und brüstet sich nun mit der eitlen Hoffnung, ich werde sie allein von diesem gerechten Haß ausnehmen; er sitzt nun in meiner einsamen Hütte, erwartet ungeduldig meine Ankunft, um mich mit seiner Freundschaft zu betrügen; aber er wird sich wundern, wenn er sieht, daß ich aus meinem ernsthaften Einsiedlerleben keine jämmerliche Posse machen will. Nicht einmal zu Worte will ich ihn kommen lassen! Er trat in die Hütte und sein Schrecken ging in Zorn über, als er sah, daß man ihm sein Bette, seine Kleider und alle seine beweglichen Güter entwendet hatte.

Er stand eine Zeitlang erstarrt, mit ineinandergeschlagenen Armen und zusammengebissenen Zähnen und sah sein kleines leeres Zimmer an. Wo soll ich nun diese Nacht schlafen? sagte er endlich

sich mit fließenden Thränen; ist je ein Geschöpf von euch Menschen so verfolgt worden als ich? fuhr er fort; ich glaube, alles was lebt, bietet seinen Witz auf, um mich elend zu machen; wen kränkte ich in meiner Einsamkeit, wodurch ich diese Mißhandlung verdient hätte? Nicht einmal mein Abendessen haben mir die Schurken gelassen, fuhr er fort, indem er sich auf den Boden niederwarf. Ich will es versuchen zu schlafen, ich habe es zum Theil verdient, sagte er, ich habe noch zu viel Zutrauen zu diesen Nichtswürdigen gehabt, ich will meine Wohnung künftig mit starken Schlössern versehn. Ich habe nicht geglaubt, daß sich die Niederträchtigkeit in diesem Wald verlieren könnte.

Am andern Morgen erstaunte Philip nicht wenig, als er die Hütte leer und seinen Herrn am Boden schlafend fand. Wie ist es möglich, sagte er, daß man sich eine Grille so ernsthaft in den Kopf setzen kann, jetzt hat mein Herr gewiß alle seine Sachen verschenkt, und will von nun an ganz wie ein Eremit leben.

Walther erwachte und sah seinen Diener. Sie haben doch unrecht gethan, sagte dieser, daß sie sich alles Geräthes beraubt haben, und hier auf der kalten Erde schlafen. O lieber Herr! lassen Sie sich bereden, lassen Sie sich ein ander

Bett bringen, es ist Ihrer Gesundheit gewiß schädlich.

Bösewicht! schrie Walther, dazu willst Du mich bereden, damit Du mich von neuem berauben kannst, denn kein anderer als Du wußte dieß Heiligthum.

Hat man Sie denn bestohlen? fragte Philip verwundert.

Das siehst Du ja, schaffe mir andre Sachen her und versieh die Thür mit Schlössern.

Ja, wenn keine Schlösser daran waren, sagte Philip, so ließ sich das Stehlen voraussehn; ich weiß nicht, wie ich das habe vergessen können.

Philip! rief Walther, ich glaube es ist noch einige Redlichkeit in Dir, verlaß die Menschen und wohne bei mir im Walde, ehe Du ganz verderbt wirst.

Die Menschen thun mir ja nichts, sagte Philip einfältig.

Wie? berauben sie, betrügen, belügen, verhöhnen, ermorden sie Dich nicht?

Erlauben Sie, das Stehlen wiederfährt wohl jedem Menschen, der, wenn er ausgeht, seine Wohnung offen läßt.

Das ist ja eben das Nichtswürdige.

Und fuhr Philip fort, wer ist wohl unter den Menschen, der nicht belogen und betrogen ist? Was aber das Ermorden betrifft, da haben Sie doch den Menschen offenbar Unrecht gethan, denn bis jetzt ist doch von uns beiden noch keiner ermordet.

Ich bedaure die Zeit, die ich mit Dir verschwende, sagte Walther, gehe und richte meine Befehle aus.

Philip ging, und Walther hatte durch ihn einen ganz neuen Grund, die Menschen zu hassen und zu verachten.

Was ist der Verstand der Menschen, sagte er, haben Sie wohl so viel, daß sie einsehn können, wie schlecht sie und andre ihres gleichen sind? Er ging, nachdem er sein Frühstück verzehrt hatte, in den Wald, weil er den Anblick seiner ausgeleerten Hütte nicht ertragen konnte.

Seine Begebenheiten seit dem vorigen Abend gaben ihm hinlänglichen Stoff zum Nachdenken. Selbst daß er in der Hitze zu Philip sagte: die Menschen ermordeten ihn, machte ihn jetzt unruhig. Er ist, dachte er, blos darum etwas besser, als die übrigen Menschen, weil ihn sein Verstand noch nicht darauf gebracht hat, daß er schlechter seyn könnte; denn was ist die sogenannte Unschuld anders als Einfalt? Kann ich ihn nun nicht durch diese wenigen Worte auf Ideen gebracht haben, die er zu meinem Verderben ausführt? Nein, ich bin nur dadurch unglücklich, weil ich noch nicht mißtrauisch genug bin. Ist es denn nicht diese Unvorsichtigkeit, die gemacht hat, daß ich überall bin betrogen worden? Würde ich es durch einige Aufmerksamkeit nicht verhindert haben, daß Julie den Baron geheirathet hätte? aber mein zu großes Zutrauen zu der Treue der Menschen führte den Baron sogar ein. Und worüber beklage ich mich denn? Ist es denn nicht gut, daß ich dieser Verbindung los wurde und die Niederträchtigkeit der Menschen schon so früh einsehn lernte? Wäre ich nun mit ihr verheirathet, so würde sie mich ja durch mein ganzes Leben betrügen. Worin besteht denn nun aber mein Unglück? Ach, daß ist eine zu spitzfindige Untersuchung; genug, das ich mein Herz gekränkt und zerrissen fühle, und das geschah aus Liebe zu den Menschen; Gründe genug, sie jetzt zu hassen.

Unter solchen Gedanken war er weiter als gewöhnlich gegangen; er sah sich am Ausgange des Waldes, das freie Feld vor sich; er erschrack, daß er sich so weit aus seiner Einsamkeit verirrt hatte, er kam sich in dem freundlichen Sonnenschein, zwischen lieblichen Blumen und glänzenden Grase gar nicht mehr wie ein Eremit vor; er wendete die Augen von der freien Gegend zu dem schattigen Walde zurück, und wollte seiner Wohnung zueilen, als er aus der Ferne Töne von Violinen, Flöten und einer Harfe vernahm.

Er blieb stehn, und hörte die Musik, die von Gesang begleitet wurde, an. Alle Conzerte und Opern, worin er sich jemals erfreut hatte, kamen in sein Gedächtniß zurück; ja er erinnerte sich sogar einiger Bälle, worauf er mit Vergnügen getanzt hatte; die Musik zog ihn gleichsam mit Gewalt zu der Welt zurück, die er so verächtlich verlassen hatte.

Er stand immer noch und hörte die ihm bekannten Arien aus den Opern spielen, als die Musik näher kam; es waren Musikanten, die von einem Dorfe zum andern wanderten. Schon der Anblick von menschlichen Gestalten machte ihn viel kälter für die Musik. Er sah, daß sie von der andern Seite des Waldes kamen, und daß einige große Bündel trugen, ein alter Mann beschloß

den Zug, und Walther erkannte ganz deutlich eins von seinen Kleidern, daß der Alte trug.

Sein ganzer Menschenhaß erwachte wieder, er machte sich Vorwürfe, daß er den Wald verlassen hatte, und eilte seiner Hütte zu.

Auf dem Wege hörte er von weiten Menschenstimmen; sie kamen näher, und der Eine sagte: es ist ein verdammter Kerl, sich durch dreifache Schlösser frei zu machen.

Ist es denn gewiß, daß er sich in diesem Walde verbirgt, fragte eine andre Stimme.

Ganz gewiß, war die Antwort; aber wer kann hier in allen Hecken herum kriechen? Hundert Thaler ist zwar ein schönes Geld, wenn wir ihn beide fingen, wir könntens brauchen; aber ich zweifle daran, daß wir ihn finden.

Walther erstaunte, er war überzeugt, daß von ihm die Rede sey.

Wie geht er denn gekleidet? fragte die andre Stimme wieder.

Eine dunkelblauer Frack mit weissen Unterkleidern.

Walther war erstarrt, er war so gekleidet.

Er wollte den Menschen ausweichen, er glaubte, daß irgend einer seiner Feinde ihn verfolgte, und ihn wollte aufheben lassen; daß der Umstand mit der Befreiung durch drei Schlösser nicht auf ihn passe, fiel ihm gar nicht ein. Er bog um eine Ecke, um ihnen zu entkommen, und trat grade zwei Gerichtsdienern entgegen. Als er sie erblickte, verdoppelte er seine Schritte; sie stießen einander an und deuteten mit Zeichen auf Walther; er eilte noch mehr, als er ihre Bewegungen sahe. Sein Laufen machte ihn noch verdächtiger; sie traten ihm in den Weg als er noch mehr Waldeinwärts gehn wollte. Ohne ein Wort zu sagen, reichte er ihnen in der größten Angst einige Dukaten; die Gerichtsdiener nahmen sie, und waren jetzt überzeugt, daß Walther der entlaufene Dieb sey. Er wollte jetzt gehn, sie ergriffen ihn aber, und erklärten, daß er ihr Gefangner sey. Habe ich euch nicht meine Freiheit bezahlt, schrie Walther.

Eben dadurch haben Sie sich verdächtig gemacht, war die Antwort. Seyn Sie so gut und folgen uns in Frieden, sonst müssen wir Gewalt brauchen; Sie werden nicht verlangen, daß wir, um ein paar Dukaten, die Sie uns gegeben haben, unsern Eid brechen, den wir einer hohen

Obrig-

Obrigkeit geschworen haben und hundert Thaler verliehren, die auf ihrer Person stehet.

Ha! nichtswürdige Schurken, schrie Walther wüthend, riß sich von einem los und schlug mit einem Stock, den er in der Hand trug, auf den andern. Beide Gerichtsdiener wurden sehr böse.

Du schlechter Kerl unterstehst Dich Leute zu schlagen, die eine hohe Obrigkeit vorstellen und in ihrer Amtsverrichtung und Kleidung sind? Beider Schläge fielen nun so dicht auf den armen Walther, daß er sich genöthigt sah zu bitten, und ihnen demüthig zu folgen.

Als sie durch die Straße der Stadt gingen, begegnete ihnen Philip, er sah seinen Herrn gefangen, und zweifelte nicht einen Augenblick, daß er aus Menschenhaß jemand ermordet habe; er folgte von weitem und wollte sehn, wo sie ihn hinbringen würden. Er sah, daß man ihn in das gemeine Gefängniß der Diebe brachte, und wußte nun nicht, was für eine Missethat er wohl möchte begangen haben. Seine Neugier trieb ihn, die zurückkommenden Gerichtsdiener zu fragen, was der Gefangene verbrochen habe. Sie erzählten ihm, daß er der berühmte Spitzbube sey, der sich in dem nahgelegenen Walde verborgen hatte, diesen

Morgen aber hätten sie ihn entdeckt. Philip erschrack heftig, daß er einem solchen Herrn diente; er hatte sich immer nicht erklären können, warum sein Herr durchaus in dem Walde wohnen wollte, und warum er so theuer hätte schwören müssen, seinen Aufenthalt niemand zu verrathen. Er eilte nach Hause, um seiner Frau diese wunderbare Neuigkeit zu erzählen. Beide erwarteten nun, daß ihr Herr in einigen Tagen gehenkt und daß man erbauliche Lieder von diesem armen Sünder in den Gassen herum tragen würde.

Walther wurde in einer engen Stube des Gefängnisses verschlossen, und sollte den Nachmittag sogleich verhört werden. Seine Wuth gegen die Menschen hatte den höchsten Gipfel erreicht; er sprach kein Wort; man brachte ihm am Mittag einige Speisen, wovon er nichts berührte; denn er war fest überzeugt, man wollte ihn vergiften. Er glaubte, daß der Baron, der Julien geheirathet hatte, ihn auf diese Art aus der Welt schaffen wollte, damit er nicht dadurch, daß Walther einsam im Walde wie ein Thier wohnte, täglich an seine Nichtswürdigkeit erinnert werde.

Der Nachmittag erschien und Walther wurde zum Verhör gerufen. Er trat in die Versammlung, die sehr erstaunte, einen ganz fremden Mann und keineswegs den Dieb zu sehn, als Walther

näher

näher trat, erkannte er in dem Präsidenten einen seiner ehemaligen Freunde.

Wie kommt es, Herr Walther, sagte dieser erstaunt, daß Sie gefangen sind.

Ich begreife es selbst nicht, sagte Walther. Die Gerichtsdiener wurden gerufen; Sie erzählten, wie man Walthern gefunden habe, und daß er durch seine Angst und durch seine Mienen verdächtig gewesen wäre.

Man befragte ihn, warum er die Gerichtsdiener beschenkt habe. Walther erklärte, er habe sich von seinen Feinden verfolgt geglaubt, und so zu entkommen gehofft.

Man fragte nach seinen Feinden, und er betheuerte, daß die ganze Welt gegen ihn verschworen sey.

Die Versammlung glaubte, daß er den Verstand verloren habe; der Präsident bedauerte seinen Freund herzlich und sprach ihn frei.

Walther eilte dem Walde und seiner Hütte zu, mit dem festen Vorsatz, sie nie wieder zu verlassen. Es war schon finster geworden, als er sie erreicht hatte, er näherte sich nun sie zu öffnen; es war

ihm, als ob er ein Geräusch darin hörte, er schloß auf und ein Mann, wie er gekleidet, trat ihm mit zwei Pistolen entgegen, die er für die seinigen erkannte; er hatte sie, um sich gegen jeden Ueberfall zu schützen, in der Hütte.

Wer bist Du, rief ihm der Fremde aus dem Hause entgegen.

Ich bin der Besitzer dieser Hütte, und Du glaube ich, bist der Dieb, um deswillen ich heute gefangen war, antwortete Walther.

Er hatte kaum ausgesprochen als der Fremde die eine Pistole losbrannte. Walther erschrack so sehr, daß er sich sogleich zurückzog; er verbarg sich hinter den Gesträuchen und hörte, daß ihn der Fremde suchte. Es war wirklich der entlaufene Dieb, der in Walthers Abwesenheit seine Hütte fand, er eröffnete und verschloß sie wieder durch Dietriche, die er bei sich trug, und glaubte, hier vor den Verfolgungen der Obrigkeit sicher zu seyn. Er fürchtete jetzt, Walther würde zur Stadt gehn und seinen Aufenthalt verrathen, da der Schuß gefehlt hatte; er suchte ihn noch eine Zeitlang, da er ihn nicht fand, glaubte er sich nicht mehr sicher; er verließ die Hütte, und nahm Walthers Pistolen und sein Geld, das er in einem Wandschrank verschlossen hatte, mit sich.

Walther hatte sich in die dichtesten Gesträuche verborgen; er wagte es nicht, sich zu bewegen und erwartete mit Sehnsucht den Morgen. Die Nacht wurde kalt, es fiel ein sehr starker Thau, der ihn ganz durchnäßte. Walther verwünschte die ganze Welt.

Es wurde Tag, und er fürchtete sich noch immer aufzustehn; endlich als die Sonne anfing heiß zu scheinen, ging er mit einem starken Schnupfen furchtsam seiner Hütte zu. Das Herz pochte ihm bei jeden Schritt stärker; der furchtbare Mann mit den beiden Pistolen stand ihm noch immer vor Augen.

Er erreichte endlich seine Hütte, er sah ängstlich durch die offene Thür; als er niemand darin erblickte, faßte er plötzlich Muth und trat hinein.

Er sah, daß sein Schrank erbrochen, sein Geld und seine Waffen entwendet waren.

Ist es wohl möglich, sagte er wehmüthig, daß man in dem kleinsten entferntesten Winkel der Erde, vor der Bosheit der Menschen in Ruhe leben kann? ja mitten in der Stadt hat man nicht so viel von ihnen zu leiden, als hier in der Einsamkeit.

Er

Er setzte sich nieder und hing diesen traurigen Betrachtungen nach; es kam ihm ganz leise die Lust zur Stadt zurückzukehren an; er schämte sich aber selber, als er sich auf solchen Gedanken ertappte, und verwarf sie, als seiner ganz unwürdig.

Wenn ich nur hier in meiner Hütte bleibe, so bin ich sicher, daß ich keine Menschen mehr sehe, bis hieher verirrt sich nicht leicht einer, es war nur ein seltner Zufall, daß sich der Räuber hier verbarg, und wäre ich drinn gewesen, er hätte es nicht gewagt, herein zu kommen. Nein! dieß ist eine Freistätte, sie beschützt mich vor den Menschen.

Indem er seinen Gedanken nachhing, hörte er Tritte; er glaubte anfangs es sey Philip, aber er hörte bald mehrere Stimmen. Ich bin zum Unglück gebohren, seufzte er, und sah zur offnen Thür hinaus.

Wir wollen in den dichten Wald gehn, sagte einer, da schalt es weniger; es sind so verdammt viele Wächter im Walde, daß man sich nicht genug in Acht nehmen kann.

Die Zeiten werden doch immer schlechter, sagte ein andrer, ich habe sonst manchen schönen Thaler

für Holz eingenommen, und jetzt kann ich kaum so viel haben, wie ich selber brauche.

Es ist wirklich unsinnig, sagte der erste, die Wächter, die sie unterhalten müssen, kosten ihnen doch wahrhaftig mehr, als das Holz werth ist, das wir stehlen können.

Nun das verstehst Du nun nicht, erwiederte der erste: wenn die Wächter nicht wären, da würden sich alle Tagediebe aufs Holzstehlen legen, und von dem ganzen Wald würde bald wenig genug übrig seyn.

Was kümmert das uns? fragte der andre.

Ja, wer wie Du, so wie ein Vieh in den Tag hineinlebt, den kümmerts freilich nichts; wenn Du nur jeden Tag so viel hast, als Du vertrinken kannst, so ist es Dir gleich, wie es um die Welt, um den Staat steht. Was unsre Nachkommen anfangen sollen, daran liegt Dir wenig.

Welch ein Schurke! rief Walther, er kömmt sich noch wie ein Patriot, wie ein Tugendheld vor. O ihr Nichtswürdigen, sagte er, indem er hervortrat.

Die Holzdiebe erschracken, als sie Walther so erzürnt sahn; sie hielten ihn für einen Wächter, der, welcher für die Welt gesorgt hatte, näherte sich Walthern und bot ihm demüthig einen Thaler an, mit der Bitte, daß er sie gehn lassen und nicht verrathen möchte.

Walther wollte eben noch etwas sagen, als ein wirklicher Wächter die Gesellschaft vermehrte.

Was ist denn das? rief er Walthern zu, wird das Holzstehlen jetzt so im Großen getrieben, daß Sie ordentlich zwey Mann dazu anführen? Wie? und ordentlich eine Hütte dazu errichtet, damit man immer bei der Hand ist? nein, daß ist mir zu toll, solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen.

Walther wollte etwas zu seiner Vertheidigung sagen, allein der Jäger ließ ihn nicht zu Worte kommen; er trieb ihn und die beiden Holzhauer, mit Hülfe zweyer Knechte, die er bei sich hatte, in die Hütte, zwang Walthern die Schlüssel ab, und verschloß die ganze Gesellschaft.

Ich finde es nicht schön, sagte der Patriot, wir haben den Herrn für einen honetten Mann gehalten, daß er darauf ausgeht, andrer Leute Nahrung zu schmälern.

Und wie kann er sich denn unterstehn, auf uns so zu schimpfen, wenn er auch darum hier ist, Holz zu stehlen? rief der andre.

Das ist wahr, sagte der erste.

Antwort gegeben! wie kann er sich unterstehn, ehrliche Leute zu schimpfen?

Ihr nennt Euch ehrlich? sagte Walther verwundert, Ihr seyd ja öffentliche Diebe.

Kann Er sagen, daß wir Ihm etwas gestohlen haben? schrien beide zugleich, indem sie aufsprangen.

Walther erinnerte sich an die Gerichtsdiener, und sagte sehr sanftmüthig: Nein, das nicht; aber nennt Ihr denn das nicht stehlen, daß ihr hier Holz fällen wolltet?

Das wollte Er ja selber, antworteten die Holzhauer.

Nein! schrie Walther, ich wohne hier und hasse die Menschen.

Wie! Er haßt die Menschen, riefen beide; was soll denn das heißen?

Ich bin hier ein Einsiedler, sagte Walther hitzig. Beide machten nun aus, daß er toll wäre, und ließen ihn ruhig sitzen. Sie fingen nun an zu überlegen, was sie sagen wollten, wenn der Oberförster käme. Der Patriot kam endlich auf den Einfall, sie wollten das Stehlen läugnen und behaupten, sie hätten nur diesen Einsiedler besuchen wollen.

Walther saß in einem Winkel, und überdachte sein unglückliches Schicksal. Es war längst Mittag vorüber; Philip war am Morgen nicht gekommen, auch bis jetzt hatte er keinen menschlichen Fußtritt gehört; er fühlte einen starken Hunger und hatte nicht das mindeste zu essen. Die Holzhauer hatten sich mit Speisen versehn, und hielten jetzt zu Walthers Verdruß ihre Mahlzeit. Sein Appetit wurde dadurch noch mehr gereizt, und doch verachtete er sie viel zu sehr, als daß er sie um einige Speise hätte bitten können.

Er war ganz ermattet, als der Oberförster und viele Jäger vor seiner Hütte ankamen; sie öffneten die Thür.

Die Holzhauer wurden examinirt, und sie brachten ihre wohlausgesonnene Lüge vor. Walther saß still und sprach kein Wort.

Wer sind Sie? fragte ihn der Oberförster. — Walther ist mein Name.

Haben Sie sich diese Hütte erbaut?

Ja.

Wozu?

Damit ich Sie und Ihres gleichen nicht mehr vor Augen zu haben brauchte.

Sie sind nicht besonders höflich?

Nein!

Wie kommen Sie mit den Leuten zusammen?

Sie kamen vor meine Hütte und wollten Holz stehlen.

Warum waren Sie ihnen behülflich?

Das war ich nicht, sondern ich wollte diese Schurken verjagen; der eine war frech genug, mir einen Thaler anzubieten.

Der Oberförster befahl, man sollte die Holzhauer arretiren.

Warum haben Sie ohne Erlaubniß in meinem Revier eine Hütte gebaut? und wie können Sie nun noch so unhöflich meine Fragen beantworten.

Hätte ich gewußt, daß ich Ihrer Erlaubniß bedürfte, um meine Tage in Frieden, entfernt von den Menschen zuzubringen, so hätte ich mir einen andern Wohnort ausgesucht.

Sie sehn so blaß aus, sind Sie krank?

Lassen Sie mir etwas zu essen geben, ich habe meinen Bedienten in zwey Tagen nicht gesehn, der Schurke hat sich gewiß vorgesetzt, mich Hungers sterben zu lassen.

Der Oberförster glaubte einen Menschen vor sich zu haben, der das Unglück gehabt hätte, seinen Verstand zu verlieren. Er versprach ihm zu schikken, was er verlangt hatte, und verließ ihn mit herzlichen Mitleiden.

Walther lag auf seinem Bette und sah den Jägern wehmüthig nach; ach, dachte er, welchen weiten Weg müssen sie vielleicht machen, ehe sie zurückkommen können. Mit welcher Sehnsucht erwartete ich sie. Aber wie? ich erwarte Menschen mit Sehnsucht? Ich, der dem ganzen Ge-

schlecht ewigen Haß geschworen hat? Habe ich nur erst so viel Kraft, daß ich den Schurken Philip aufsuchen kann, so will ich kein menschliches Angesicht mehr sehn.

Die Jäger kamen zurück, und brachten Walthern ein sehr gutes Abendessen. Sie waren eben beschäftigt, den Tisch in Ordnung zu bringen, als Philip in die Hütte trat. Er schrie vor Schrekken laut auf, als er seinen Herrn und zwey Jäger darin fand. Er glaubte, Walther säße unter starken Riegeln und Schlössern gefangen. Die Neugierde hatte ihn hergetrieben, er wollte sehn, was aus der Hütte geworden sey.

Schändlicher! rief Walther, wie kannst Du dich unterstehn, mir vor Augen zu kommen? Warum bist Du seit zwey Tagen nicht bei mir gewesen?

Ach Herr, ich glaubte, Sie wären gefangen und würden hingerichtet werden, sagte Philip zitternd.

Bist Du rasend? sagte Walther.

Die Jäger sahn Philip verwundert an.

Durch Deine Schuld, fuhr sein Herr fort, bin ich gezwungen, von den allerverächtlichsten Thieren von den Menschen ein Allmosen zu erbetteln.

Das Wort betteln klang Philip so rührend, daß er gleich zu weinen anfing, und seinen Herrn schluchzend um Verzeihung bat.

Die Jäger hatten sich entfernt, als Walther seinen Bedienten den Auftrag gab, ihm einen noch einsamern Platz zu seinem künftigen Wohnorte auszusuchen. Er erzählte ihm alle seine unglückliche Schicksale, seitdem sie sich das letztemal gesehn hatten. Er beschrieb alles so tragisch, daß Philip unter beständigen Thränen zuhörte. Dieses Weinen rührte den Herrn so sehr, daß er diesen einzigen Menschen von seinem Hasse ausnahm.

Philip wagte es am Ende, ihn zu bitten, er möchte doch den Wald überhaupt verlassen und wieder in die Stadt ziehn, wo er doch vor solchen Widerwärtigkeiten sicher sey.

Also mein Schicksal hat Dich noch nicht bekehrt, daß ich nöthig habe, mich von den Menschen zu entfernen? gehe und thue was ich Dir befohlen habe, wenn Dir meine Ruhe lieb ist.

Philip hatte sich kaum entfernt, als ein Pfarrer in Walthers Hütte trat. Es war der Prediger des Dorfs, wo der Oberförster wohnte, dieser hatte ihm erzählt, daß er einen Wahnsinnigen im Walde getroffen habe. Der Pfarrer konnte der Lust nicht widerstehn, seine Erfahrungen über die Menschen zu erweitern, und wo möglich, diesen von seiner Phantasie zu heilen.

Er hatte vom Oberförster gehört, daß er sich für einen Menschenhasser ausgäbe; er wollte also seiner Narrheit schmeicheln und so sein Zutrauen gewinnen.

Sie haben sehr wohl gethan, daß Sie sich diesen einsamen Ort ausgesucht haben, um der menschlichen Gesellschaft los zu werden, redete er Walthern an.

Das finde ich eben nicht — war die Antwort.

Wie so? fragte der Prediger ein wenig verwirrt, er hatte erwartet, daß Walther etwas anders sagen würde. Er glaubte, er würde sogleich eine lange Rede über die Verächtlichkeit der Menschen halten.

Weil solche Narren wie Sie, den Weg zu mir finden können.

Wissen Sie, daß ich der Prediger aus dem Dorfe bin, wozu dieß Revier gehört?

Das ist mir sehr gleichgültig. Wenn Sie irgend ein Schaaf oder Pferd aus dem Dorfe wären, sollten Sie mir willkommner seyn.

Der Prediger wußte sich vor Zorn nicht zu lassen. Ungezogener Mensch, sagte er mit vor Wuth unterdrückter Stimme.

Meinen Sie, daß ich ein wohlgezogener Menschenhasser bin? fragte Walther lächelnd.

So wie der Prediger das Wort Menschenhasser hörte, war er sogleich besänftigt; er erinnerte sich an den Wahnsinn des Unglücklichen. Er verließ Walther mit einem mitleidigen Blick und nahm sich vor, er wolle sich künftig besser vorbereiten, damit er ihn nicht sogleich verwirren könne; denn seine Heilung gab er noch nicht auf.

Walther brachte den Abend und den folgenden Tag ganz allein zu; er wollte sich überreden, er lebte in dieser Zeit so, wie er es wünschte, und betheuerte es auch Philip hundertmal; aber noch schien ihm kein Tag so lang zu seyn, als dieser; er war noch nie so früh eingeschlafen, als diesen Abend. Er hatte sich ordentlich daran gewöhnt,

daß

daß ihn viele Abentheuer begegneten, daher kam ihm diese Ruhe so seltsam vor.

Am folgenden Morgen wünschte er heimlich, daß der Pfarrer wieder zu ihm kommen möchte. Er überlegte, was er ihm wohl antworten könnte, das nicht so unhöflich wäre, als sein gestriges Betragen, und das doch auch seinen Menschenhaß deutlich an den Tag legte. Wenn er nun auf des Predigers Fragen, die er sich fingirte, passende Antworten gefunden hatte, so zweifelte er wieder, daß er kommen würde; denn er konnte sich sehr wohl denken, daß wenn ihm jemand so erschreckt hätte, er ihn nie wieder aufsuchen würde.

Unter solchen unruhigen Gedanken wurde es Mittag; er setzte sich sehr mißmuthig zu Tische, und aß sehr wenig; denn alle seine Wünsche waren nach dem Pfarrer.

Dieser brachte indeß seine Zeit nicht angenehmer zu, er machte hundert Pläne, wie er das Zutrauen dieses Menschen gewinnen wollte; denn, sagte er, habe ich nur sein Zutrauen, so ist seine Heilung gewiß.

Die Tochter des Predigers wunderte sich über ihres Vaters Unruhe; sie fragte ihn, ob er krank sey? Ach nein, mein Kind, war die Antwort; aber

aber jetzt wäre eine Gelegenheit, wo ich mir Ruhm erwürben, wenn ich diesen Tollen kuriren könnte.

Sie erkundigte sich, wen er denn meine, und der Pfarrer erzählte ihr die ganze Geschichte. Sie bat ihn, er möchte sie mitnehmen, wenn er ihn wieder besuchte, sie hätte noch nie einen tollen Menschen gesehen. Der Vater willigte ein und beschloß, nun auf den Abend wieder hinzugehn.

Walther wußte sich vor Unruhe nicht zu lassen, als es schon Abend wurde und er immer noch niemand kommen sah; es fiel ihm zwar einigemal ein, daß es Unrecht wäre, daß er sich menschliche Gesellschaft wünschte. Aber diese Gedanken wurden immer durch andre verdrängt.

Endlich sah er den Prediger mit seiner Tochter kommen; es überfiel ihm eine große Angst, er wußte nicht, was er sagen wollte. In dieser Verlegenheit warf er sich auf sein Bett und schloß die Augen.

Die Hütte war offen; der Prediger und seine Tochter kamen zu ihm hinein. Ach, Vater, er ist gewiß krank, sagte das Mädchen mitleidig. Walther war nun aus aller Noth, seine Krankheit,

wor-

worauf ihm das Mädchen half, gab ihm ein Recht, trotz seinem Menschenhasse höflich zu seyn.

Er öffnete die Augen und richtete sich matt auf. Was wollen Sie? fragte er die Ankommenden.

Wir wollen sehn, ob Sie unsrer Hülfe bedürfen, sagte der Prediger; wir gingen vor Ihrer Wohnung vorbei, Sie schienen uns krank, da waren wir so frei einzutreten.

Ich danke Ihnen, mir ist so schwindlicht, so matt, antwortete Walther, indem er die Hand an die Stirn legte.

Sie wohnen hier in einer ungesunden Gegend, sagte der Prediger, die Nachtluft schadet Ihnen.

Das kann wohl seyn.

Warum wohnen Sie denn grade zwischen so häßlichen Dornhecken, fragte Dorchen, wo kein Mensch zu Ihnen kann?

Ach die Menschen, die Menschen, seufzte Walther. Der Pfarrer trat furchtsam einen Schritt zurück; er befürchtete, der Kranke bekäme

seinen

seinen Paroxismus. Walther bemerkte es, und fuhr sehr gemäßigt fort. Die Menschen, mein Kind, sind so übel mit mir umgegangen, daß ich mich entschloß, mein Leben ferne von Ihnen zuzubringen.

Was hat man Ihnen denn gethan? fragte der Pfarrer mitleidig.

Walther sah sich nun genöthigt, seine Geschichte zu erzählen; da er fand, daß die Menschen darin seinen Haß nicht allerdings rechtfertigten, trug er die Farben etwas stärker auf. So machte er aus einem Bedienten, den er annahm, weil er sehr gut frisirte, und der ihm nach einigen Wochen mit einer Summe Geldes, die er ihm entwandte, entlief, einen Menschen, dessen er sich im äußersten Elende angenommen, welchem er nachher sein völliges Vertrauen geschenkt, auf dessen Ehrlichkeit er sich gänzlich verlassen habe; dieser habe ihm zwey tausend Thaler gestohlen, den Versuch gemacht, ihn zu vergiften und mit seinem Vermögen durchzugehn.

Aus dem Baron, den er auf einem Caffeehause kennen lernte, ihn einigemal im Theater sah, nachher zu sich bat, und am Ende bei seiner Julie einführte, einen Freund, für den er ver-

schiedenemal sein Leben gewagt hatte, der seine Liebe zu Julien kannte, sich tückischer Weise bei ihr einschmeichelte, und Walthern ihr Herz entwendete.

Aus Julien endlich, die den Baron blos geheirathet hatte, weil er adlich war, ein Mädchen, für die er sein Blut dahin gegeben hätte, die ihm die heißeste Liebe geheuchelt habe. Allen diesen unglücklichen Schicksalen, fügte er noch seine Begebenheiten im Walde hinzu, und nun schloß er: sagen Sie mir, habe ich nicht Ursach, die Menschen zu hassen?

Der Prediger und seine Tochter wurden sehr gerührt; sie rechtfertigten seinen Haß; nur sagte der Pfarrer, sollte er sich auf die Städte einschränken; bei uns auf dem Lande ist solche Bosheit nicht zu Hause. Sie sollten zu uns in unser Dorf ziehn.

Walther nahm dies Anerbieten an, mit der Bedingung, daß niemand als der Pfarrer, seine Tochter und Philip, seine Gesellschaft ausmachten. Der Prediger war es gern zufrieden; er bot ihm ein Zimmer in seinem Hause an. Er hielt seine Heilung nun für gewiß.

Walthers Sachen wurden noch denselben Abend zum Prediger geschafft, und er war herzlich froh, daß er seine Einsamkeit verlassen konnte.

Der Pfarrer meinte, er dürfe nicht zu dreist in seiner Kur verfahren, und besuchte daher den Kranken die ersten Tage wenig. Allein Walther hatte so viel Langeweile, daß er schon am zweyten Tage seine und der Tochter Gesellschaft suchte.

Sein Menschenhaß verschwand bald in Dorchens Gesellschaft; ja er ging so weit, daß wenn sie und ihr Vater den Oberförster besuchten, er sie begleitete.

Nach einigen Wochen konnte er es sich nicht länger verbergen, daß ihn Dorchen mit den Menschen wieder versöhnt hätte; er erwartete nur eine Gelegenheit, ihr es selbst zu sagen; diese erschien sehr bald, und Dorchen war sehr froh darüber. Er fragte, ob sie sein Glück machen und seine Gattin werden wollte; sie gab ihre Einwilligung, wenn es ihr Vater zufrieden wäre. Dieser hatte nichts dagegen, weil Walther ein reicher Mann war.

Nachdem er einge Zeit verheirathet war, kam ihm das Landleben sehr einförmig vor; er schämte sich aber, seinen Wunsch, wieder in der Stadt zu wohnen, blicken zu lassen. Endlich entdeckte er es seiner Frau; sie wunderte sich, daß er an einem Orte wohnen wollte, wo er ihr die Menschen so gehäßig geschildert hatte. Ach, sagte Walther, ich war ein Narr!

Sie zogen bald darauf in die Stadt, und Dorchen fand die Menschen ganz erträglich, ihr Mann vortreflich; aber er liebte sie jetzt eben so ohne Ursach, wie er sie sonst ohne Ursach gehaßt hatte.

XXX.

Der Bräutigam Louisens war verreist, er würde von Geschäften aufgehalten; eine Erbschaft war es, die ihn den zärtlichen Umarmungen seiner Braut entriß. Seit einiger Zeit hatte man sogar keine Briefe von ihm bekommen, und Louise wollte verzweifeln.

Der Baron Darnberg, ein Freund des jungen Lichtner, suchte Louisen zu trösten; wer hatte auch ein so großes Recht dazu, als er?

Er war Lichtners vertrautester Freund, durch ihn hatte er Louisen kennen lernen; er achtete sie

sehr hoch, und besonders ihrer großen Liebe und Treue wegen, die sie gegen seinen Freund bewieß. Ueberdieß war er selbst in der Liebe unglücklich gewesen. Caroline, die er so sehr geliebt hatte, verließ ihn. Sie wohnte seit sechs Monaten bei ihrer Tante, ohne ihm ein einzigesmal zu schreiben; was ließ sich also anders erwarten, als daß sie in den Armen eines andern seiner Liebe spottete?

Dieser unglückliche Baron also war der tägliche Gesellschafter Louisens. Beide beklagten und trösteten sich abwechselnd.

Ach! seufzte Louise, nie, nie werde ich ihn wiedersehn.

Beruhigen Sie sich, antwortete der Baron, gewiß kömmt er sehr bald zurück, in die Armen seines Freundes und seiner Geliebte.

Und wenn er nun zurückkommt und liebt mich nicht mehr, ach! besser wäre mir, ich sehe ihn nie wieder. Sagen Sie, Baron, ist es nicht schrecklicher, nicht mehr geliebt, als durch den Tod getrennt zu seyn? Wer hindert mich, ihm zu folgen, wenn ich weiß, er nahm die Liebe zu mir mit ins Grab?

Ach, ja wohl, seufzte der Baron, wäre Caroline gestorben, so hätte schon längst ein Dolchstoß auf ihrem Grabe meiner Qual eine Ende gemacht.

Unglücklicher Freund! rief Louise. Unglücklicher noch als ich!

Wie sehr ist mein Freund zu beneiden, fuhr der Baron fort, noch nie ist ein Mann so geliebt worden, als er. Louise versicherte, daß die Sprache keine Worte finden könnte, um das auszudrükken, was sie für Lichtner empfände. Der Baron bat, wenn es möglich wäre, daß neben dieser Empfindung noch ein Gefühl in ihrem Busen Raum hätte, so möchte sie nun ihn über den Verlust seiner Liebe durch ihre Freundschaft trösten. Louise betheuerte, daß er, nächst ihrem Geliebten, ihrem Herzen am theuresten wäre.

So verging ein Tag nach dem andern, und Lichtner schrieb immer nicht. Louise glaubte, er sey gestorben; der Baron suchte sie zu überzeugen, daß blos Geschäfte ihn abhalten könnten; er glaubte aber im Stillen selbst, daß seinem Freunde ein großes Unglück begegnet seyn müßte.

Sein Herz gewöhnte sich nach und nach an diese Vorstellung, so wie an Carolinens Untreue; ja,

ja, er würde sich über den Verlust ihrer Liebe gar nicht mehr beklagt haben, wenn er nicht dadurch Gelegenheit gehabt hätte, Louisen sein zärtliches Herz zu zeigen.

Louise sprach denn eben so zärtlich über ihr Unglück, und so sorgte das Schicksal, das sie unaufhörlich anklagten, dafür, daß es ihnen nie an Unterhaltung gebrach.

Wie man aber in der Welt das Intresse an allen Dingen verliert, wenn man beständig davon spricht: so fing auch am Ende die zärtliche Liebe, die sie zu abwesenden Personen hatten, an, ihnen Langeweile zu machen.

Sie fingen nun an, sich von ihrer Freundschaft, die sie für einander empfanden, zu unterhalten, und die Langeweile verschwand wieder auf einige Zeit. Bei diesen Gesprächen, war es aber nicht zu vermeiden, daß die Namen Lichtner und Caroline noch zuweilen genannt wurden; es war beiden lästig, und beide kamen stillschweigend dahin überein, diese Namen nicht mehr zu nennen, und sich nur allein von sich zu unterhalten; denn dadurch waren sie am sichersten gegen alle Langeweile geschützt.

Licht=

Lichtner hatte indeß seine Geschäfte in Ordnung gebracht. Im Anfange hatte er seiner Geliebten sehr fleißig geschrieben; später aber erforderte der Prozeß, den er seiner Erbschaft wegen bekam, so sehr seine Aufmerksamkeit, daß er sie auf einige Zeit vergaß. Es war nämlich eine kleine Verwicklung; Lichtner hatte das hinterlassene Vermögen eines alten Onkels mit einem reichen Kaufmann zu theilen; es wurden ihm von diesen viele Schwierigkeiten gemacht, die sich alle sehr leicht heben ließen, wenn er die einzige Tochter dieses alten Mannes heirathete; er hatte, wie gesagt, durch die vielen Geschäfte, die er dort fand, Louisen vergessen, und er nahm also gar keinen Anstand, sich mit der Tochter zu verloben. Der Vater war sehr erfreut darüber, daß man sich nun, wie er sich ausdrückte, so in der Güte vertragen konnte. Die Tochter war aber nicht der Meinung. Ein junger Offizier liebte ihre Person und ihr Vermögen; sie ließ sich von ihm entführen. Der Vater, um seine Familie nicht zu beschimpfen, mußte die Heirath zugeben, und selbst alles mögliche anwenden, um Lichtnern zufrieden zu stellen. Man vertrug sich nun auch in der Güte auf eine für Lichtner sehr vortheilhafte Art.

Plötzlich dachte er nun an Louisen; alle Liebe, die Zerstreuung und Geschäfte verdrängt hatten, kehrte in seinen Busen zurück, er machte in der

größten Eil Anstalten zur Abreise, um recht bald in ihren Armen zu seyn. Welche weite Reise, rief er, habe ich zu machen, ehe ich sie wiedersehe, was wird sie sagen, daß ich ihr nicht schrieb.

Er kam sich selbst jetzt sehr schlecht vor; es schien ihm ohnmöglich, daß noch irgend etwas im Stande sey, Louisen aus seinem Herzen zu verdrängen. Er eilte hinaus in die freie Natur, um seinem Herzen Luft zu machen.

Er ging in einem Walde, der nahe bey der Stadt war, spatzieren; alle seine Gedanken waren nach Louisen; er dachte so lebhaft an sie, daß er den Weg nicht beobachtete, und auch nicht ehr darauf aufmerksam wurde, bis ihn dicht verwachsene Gesträuche am Weitergehn hinderten.

Ein Winseln, wie eines Sterbenden, erschreckte ihn; er sahe sich um, und hinter den Gesträuchen lag ein verwundeter Mann. Lichtner näherte sich ihm, und erkannte den Kaufmann, mit dessen Tochter er verlobt war; er ging zu ihm, um ihn aufzurichten, und das strömende Blut befleckte seine Kleider; ein Messer lag neben dem Verwundeten. Lichtner war erstaunt; er hielt den Sterbenden in seinen Armen; einige Reisende näherten sich, sie hörten das Geräusch und kamen hinzu; es waren Bürger aus der Stadt; sie erkannten den ver-

verwundeten Kaufmann, und hielten Lichtner für den Thäter. Sein Weigern war vergeblich; sie bemächtigten sich seiner, und führten ihn und den Kaufmann auf einem Wagen mit sich zur Stadt.

Das Volk lief zusammen, als man in der Stadt ankam, viele erkannten Lichtner, und wußten, daß er mit der Tochter des Kaufmanns verlobt war; die ganze Stadt war in kurzem überzeugt, daß kein andrer als er der Mörder sey.

Als man den Richtern die genauern Umstände bekannt machte, waren sie eben der Meinung, besonders da Lichtner eingestand, daß das Messer ihm zugehöre, und daß er es noch bei sich getragen habe, als er aus der Stadt gegangen sey; auch daß er befohlen hatte, daß alles bei seiner Zurückkunft zur Abreise bereit seyn sollte, machte ihn verdächtig.

Des Kaufmanns Wunden waren sehr gefährlich und der Arzt untersagte alles Sprechen; also war eine Aufklärung ganz unmöglich; es wurde beschlossen, daß Lichtner so lange sorgfältig verwahrt werden sollte, bis er seinen Mord eingestehen, oder seine Unschuld hinlänglich darthun würde.

Lichtner wollte es von sich ablehnen, daß er den Kaufmann wohl deswegen habe ermorden wollen, weil ihm nun die Hoffnung, das ganze Vermögen zu besitzen, durch die Heirath der Tochter vereitelt wäre. Er betheuerte also, daß er nur den Vorschlag des Vaters angenommen, um einem Prozeß, womit er ihm gedroht habe, auszuweichen. Er habe sogar seinem Herzen Gewalt anthun müssen, um eine Braut zu vergessen; er sey aber jetzt zu seiner Pflicht, zu der Liebe zu ihr, zurückgekehrt, und die Anstalten, die man zu seiner Abreise gemacht hätte, könnten als ein Beweiß seiner Worte dienen.

Desto schlimmer! antwortete der Richter, ein Mensch, der sein Wort bricht, das er einer Braut gegeben hat, blos, weil er die Hoffnung hat, ein ansehnliches Vermögen zu bekommen, ist zu allem fähig, desto verdächtiger sind Sie.

Lichtner stellte im Gefängnisse erbauliche Betrachtungen an. Es ist gewiß, rief er, jedes Unrecht bestraft sich selber; ich habe es an Louisen verdient, wenn ich hier unschuldig den Kopf verliere.

Der Kaufmann war immer noch gefährlich krank; es zeigte sich auch nicht der geringste Umstand, der zu Lichtners Rechtfertigung etwas hätte

bei-

beitragen können; sogar einige Worte, die der Kaufmann gegen die Verordnung des Arztes sprach, bestätigten den Verdacht, den man auf ihn hatte. Der Kranke sagte nämlich mit einem tiefen Seufzer, daß er von einem jungen Menschen verwundet sey, den er sehr wohl kenne; das weitere Reden wurde ihm sogleich untersagt.

Lichtner brachte einige Wochen in dieser peinlichen Lage zu; endlich erbat er sich vom Richter die Erlaubniß, seiner Braut schreiben zu dürfen; er meldete nun Louisen sein ganzes Unglück, er verschwieg ihr auch nicht seine Schuld, seine Verlobung, die er zu seinem Verderben geschlossen hatte, und die durch die Hand des Himmels war zerrissen worden; er berichtete ihr alle Umstände, die ihn verdächtig machten; aber schrieb er, ich habe die Hoffnung, daß der Kaufmann bald wieder genesen wird, dann kann meine Unschuld nicht verborgen bleiben, und ich eile dann zu Deinen Füßen, um meine Vergebung aus Deinem Munde zu hören.

Louise hatte sich indeß über Lichtners Abwesenheit so gut als möglich in der Gesellschaft seines Freundes getröstet; ja sie hatte ihn sogar fast vergessen. Der Baron hatte die Bekanntschaft eines jungen sehr intressanten Menschen gemacht, und ihn sehr lieb gewonnen. Der junge Wallen, so

hieß

hieß sein neuer Freund, war sehr schwermüthig. Der Baron suchte ihn aufzuheitern, und führte ihn bei Louisen ein. Beide gaben sich nun alle Mühe, den Grund seiner Schwermuth zu erforschen; aber er war so verschlossen, daß jede Bemühung vergeblich war. Sie hielten ihn nun für hypochondrisch, und aller Witz, der in ihrer Gewalt war, wurde in seiner Gegenwart aufgeboten, um ihm ein Lächeln abzugewinnen; er nahm aber selten Theil an diesen fröhlichen Gesprächen, oder wenn er es that, so sah man ihn den Zwang an, den es ihm kostete.

Louise erhielt den Brief ihres Bräutigams grade in seiner und des Barons Gegenwart; sie erschrack, als sie die Hand erkannte.

Was ist Ihnen? fragte der Baron.

Ein Brief von Lichtner, war die Antwort. Der Baron wurde verlegen. Louise las den Brief, wurde blaß, zitterte und ließ ihn endlich fallen.

In der Verwirrung nahm der Baron den Brief und las ihn laut. Wallen fing heftig an zu zittern. Beruhigen Sie sich, sagte er mit großer Anstrengung zu Louisen, ihr Geliebter ist gewiß unschuldig. Louise

schwieg, der Baron ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Nach einem langen Stillschweigen sagte endlich Wallen sehr gefaßt: leben Sie wohl, ich bin gewiß, daß Sie Ihren Geliebten recht bald wieder umarmen. Er küßte Louisens Hand mit Heftigkeit und entfernte sich schnell.

Unglücklicher Freund! rief der Baron, als sie allein waren, wozu hat Dich Deine Habsucht verleitet?

Also glauben Sie, daß er schuldig ist? fragte Louise von neuem erschrocken.

Zweifeln Sie noch daran? erwiederte der Baron, spricht nicht alles gegen ihn; gesteht er nicht selbst, daß es sein Messer sey, das man neben den Verwundeten gefunden hat? War er nicht mit der Tochter verlobt? O meine unglückliche Freundin, so ihre Treue, ihre Zärtlichkeit zu belohnen: Er schloß die weinende Louise in seine Arme.

Mein ganzes Glück, alle meine Hoffnungen sind dahin! sagte Louise schluchzend.

Trösten Sie sich, erwiederte der Baron, verliere ich nicht beinah so viel als Sie, riß sich nicht der theuerste Freund meiner Seele von meinem blutenden Herzen los? Lassen Sie uns seinen Verlust gemeinschaftlich beweinen.

Und was wird die ganze Stadt dazu sagen, sagte Louise weinend, wenn man es erfährt, daß mein Bräutigam enthauptet wird?

Wer zwingt Sie denn, ihn für Ihren Bräutigam zu erkennen, hat er Sie nicht vergessen? War er nicht verlobt? Wer kann fordern, daß Sie mit einem Mörder Gemeinschaft haben sollen?

Louise fand die Meinung des Barons sehr vernünftig; sie schrieb, so bald er sie verlassen hatte, an Lichtner. Sie erklärte, daß sie selbst eben so geneigt wie seine Richter sey, ihn für den Mörder zu halten. Und wenn er nun selbst unschuldig wäre, so wäre es nicht mehr möglich, daß sie seine Gattin seyn könnte. Denn sie könne ihn nicht mehr so wie vorher lieben, weil sie nie die Möglichkeit gedacht hätte, daß er jemand umbringen könnte. Und überdieß würde er nicht von ihr fordern, daß sie ein Versprechen erfüllen sollte, das er schon vorher durch seine Untreue aufgehoben hätte.

Lichtner erhielt diesen Brief. Er wurde ganz trostlos darüber; nun kann es mir ja gleichgültig seyn, ob ich sterbe oder nicht, für mich giebt es keine Freude mehr. O Louise, von Dir habe ich das nicht erwartet. Darnberg, mein theurester Freund! wüßtest Du meinen Kummer, aus Deinen Augen würden Thränen über Deinen unglücklichen Lichtner fließen.

Nach einigen Tagen wurde Lichtner vor seine Richter geführt; es wurde ihm ein Brief gezeigt, der ihn von der Schuld frei sprach. Ein Mensch, Namens Stamford, bekannte sich als Mörder; er erklärte, er sey ein Mündel des Kaufmanns; dieser habe ihn auf eine bübische Art um den größten Theil seines Vermögens gebracht. Der Verlust habe ihm zugleich seine Geliebte geraubt, deren Vater eben so geizig und hartherzig sey, als sein Vormund; an eben dem unglücklichen Morgen habe er einen Brief von ihr bekommen, worin sie ihm die schreckliche Nachricht geschrieben, er sey hinaus in den Wald geeilt, auf einem Fußsteig habe er das Messer gefunden, in Gedanken es aufgehoben. Der Kaufmann kömmt ihm freundlich entgegen; er hält seine Freundlichkeit für Hohn über sein Unglück, und stößt ihm in einem Augenblick der Wuth und Verzweiflung das Messer in die Brust. Ich entfloh sogleich, schloß der

Brief; auf meiner Reise höre ich, daß ein Unglücklicher, Namens Lichtner, statt meiner in Verdacht ist; und dies bewegt mich, meine Schuld zu bekennen.

Lichtner konnte es sich nicht läugnen, daß trotz Louisens Untreue ihm dieser Brief sehr willkommen war. Der Kaufmann wurde nun auch bald wieder so weit hergestellt, daß er über diese Sache sprechen konnte; er gab seinen Mündel für den Mörder an, und Lichtner wurde frei gesprochen. Er verließ die Stadt sogleich und beschloß, zu seinem Freund Darnberg zurück zu eilen.

Er hatte H. kaum einige Tage verlassen, als ihn ein heftiges Fieber überfiel; er mußte daher in L. bleiben.

Einige Briefe, die er aus H. an seinen Freund geschrieben hatte, waren nicht beantwortet; es war ihm gewiß, daß sie durch einen unglücklichen Zufall verloren wären. Jetzt da er aus dem Gefängniß befreit war, schrieb er von neuem und theilte ihm seine Freude und die Hoffnung mit, sich nun bald in seinen Armen über Louisens Verlust zu trösten; er wollte seinen Freund nicht ängstigen, und verschwieg ihm seine Krankheit; er meldete ihm nur, daß er einige Zeit in L. zu bleiben

ben gedächte, und bat sich dorthin seine Antwort aus.

Darnberg erschrack, als er diesen Brief erhielt; seine Verlobung mit Louisen war den vorigen Tag gefeiert worden. Er konnte es sich nicht läugnen, daß er gegen seinen Freund treulos gehandelt habe; die Entschuldigung, daß Lichtner ein Mörder sey, war verloren. Er zweifelte sogar nicht, daß der junge Wallen und Stamford eine Person wären; denn dieser hatte sich gleich, nachdem er Lichtners Gefangenschaft gehört, entfernt, ohne von dem Baron oder Louisen Abschied zu nehmen. Endlich beschloß er, seiner Geliebten nichts von dem erhaltenen Briefe zu sagen, und die Hochzeit, so viel als möglich zu beschleunigen. Lichtnern schrieb er, daß er sich unaussprechlich freue, ihn wieder zu sehn, und bat ihn, Louisen, so viel als möglich zu vergessen.

Dieser Rath war wirklich ganz überflüßig. Lichtner hatte die verwittwete Madam Bauer und ihre Tochter indeß kennen gelernt. Henriette war ein sehr liebenswürdiges Mädchen. Ihre Ernsthaftigkeit, die fast nie durch ein Lächeln unterbrochen wurde, gab ihr ein eignes Intresse, ihre Augen waren groß und feurig, aber die Blässe ihres Gesichts lies vermuthen, daß sie einen Gram in

ihrem Herzen verschloß. Bei ihrem offnen freimüthigen Wesen war es Lichtner ein leichtes, ihre nähere Bekanntschaft zu machen; er fand sie mit jedem Tage liebenswürdiger, und sie schien ein großes Zutrauen zu ihm zu haben. Beide gewöhnten sich immer mehr an einander; sie sahn sich fast täglich, und Lichtner gestand es sich am Ende, daß er sie liebe.

Er fühlte, daß seine Neigung zu ihr weit ernsthafter als seine ehemalige Liebe zu Louisen war. Er beschloß sehr oft, sich Henrietten zu entdecken; aber die Furcht, daß er eine abschlägliche Antwort bekommen möchte, hielt ihn immer wieder zurück. Es war der Mutter Geburtstag, Lichtner und einige Verwandte waren gebeten; die Gesellschaft war sehr fröhlich, selbst Henriette schien heitrer als gewöhnlich; an diesem Abend beschloß Lichtner, sich den folgenden Tag zu erklären, seine Geliebte war ja gegen ihn so freundlich, wie gegen niemand anders; er war der einzige junge Mann, der in diesem Hause Zutritt hatte, und wenn er Henrietten in Gesellschaft sahe, konnte er bemerken, daß sie jeden andern auffallend kälter als ihn behandelte. Man ging auseinander, er drückte ihre Hand beim Abschied, und er fühlte den Druck erwiedert.

Voll von den fröhlichsten Hoffnungen eilte er am andern Morgen, sie zu besuchen; er hörte im Hause die Mamsell sey allein, Madam wäre ausgegangen, um eine Kranke zu besuchen; sein Herz schlug gewaltig bei dieser Nachricht; er trat in Henriettens Zimmer, und die freudige Angst, die er beim Eintritt empfunden hatte, verlohr sich sogleich. Sie saß blasser als gewöhnlich mit verweinten Augen auf einem Sopha.

Sie stand auf, als sie Lichtner erblickte, und zwang sich zur Munterkeit.

Sie befinden sich nicht wohl? fragte Lichtner, indem er ihre Hand küßte, mich dünkt Sie sehn krank aus.

Es kann seyn, sagte Henriette verwirrt, ich habe heftiges Kopfweh. Lichtner bemerkte, daß sie ihm während den Sprechen ihre Augen verbergen wollte.

Das Gespräch war sehr einsylbig und abgebrochen. Lichtners Brust war beklommen, er entschloß sich hundertmal zu gehn und konnte sich nicht überwinden, er hatte sich so fest vorgenommen, sich heute zu erklären, er hoffte immer noch, das Gespräch sollte sich günstiger wenden.

Sie scheinen mir heute so unruhig, sagte Henriette, ich muß fürchten, meine üble Laune hat sie angesteckt, setzte sie mit einem erzwungenen Lächeln hinzu.

Ich muß gestehn, sagte Lichtner, Sie scheinen mir heute so krank, daß ich meine Besorgniß nicht unterdrücken kann.

Es hat gewiß nichts zu bedeuten, antwortete Henriette, und das Gespräch war wieder geendigt.

Nachdem man noch eine halbe Stunde so hingebracht hatte, glaubte Lichtner endlich einen glücklichen Augenblick gefunden zu haben; er war eben im Begriff ihr seine Liebe zu gestehn, als die Mutter herein trat.

Henriette hatte seine Absicht errathen, um ihm die Beschämung einer abschläglichen Antwort zu ersparen, erzählte sie ihm, sobald die Mutter sie wieder verlassen hatte, ihre Geschichte. Sie war die Unglückliche, um derentwillen Stamford den Kaufmann ermorden wollte. Ihre Freundschaft für Lichtner gründete sich mit darauf, daß er zum Theil, wie sie sich einbildete, um ihrentwillen so viel hätte leiden müssen; sie bat ihn am Ende,

ihren

ihren Geliebten nicht zu hassen und sie zu bedauren.

Lichtner war betrübt, er wußte sich nicht zu fassen; in der Verwirrung, worinn er sich befand, gestand er Henrietten, daß er sie liebe, daß er sich mit Hoffnungen geschmeichelt habe.

Sie bedauerte ihn aufrichtig; er beschloß endlich, nach seiner Vaterstadt zurückzureisen. Henriette sagte ihm, daß sie gewisse Nachricht habe, daß sich ihr Geliebter dort aufgehalten. Lichtner versprach, ihn aufzusuchen, und ihm zu sagen, daß ihr Vater gestorben und der Kaufmann geheilt sey. Er nahm Abschied von Henrietten; sie umarmten sich herzlich. Die Anstalten zu seiner Reise waren sehr bald gemacht; er empfahl sich der Mutter; man versprach zu schreiben, und Lichtner befand sich nun wieder auf der Landstraße.

Er schrieb seinem Freunde sein neues Unglück; ich werde Dich nun, schloß er, weit ehr sehn, wie ich vor einigen Tagen vermuthete. Ich habe Louisen vergessen; aber eine andre Leidenschaft, die mich noch weit unglücklicher macht, hat mein Herz eingenommen. Er gab dem Baron noch zuletzt den Auftrag, sich nach dem jungen Stamford zu erkundigen.

Darnberg konnte nun Louisen, die schon seine Gattin war, Lichtners Ankunft nicht länger verbergen; beide waren sehr verlegen, was sie ihm zu ihrer Entschuldigung sagen wollten, besonders deswegen, daß sie ihm ihre Verbindung so geheim gehalten hätten. Sie machten aus, daß sie ihm auch jetzt noch nichts davon schreiben wollten; denn, sagte Louise, wenn man sich nach einer langen Abwesenheit zum erstenmal wiedersieht, was kann da wohl einer dem andern gethan haben, das er nicht in dieser Freude vergessen sollte?

Lichtner näherte sich seiner Vaterstadt mit schwerem Herzen; er kam nach M., wo er sich einige Zeit aufzuhalten dachte, um einige Verwandte, die in dieser Stadt wohnten, zu besuchen. In eins von diesen Häusern, lernte er den jungen Wallen kennen, dieser entfärbte sich ein wenig, als er Lichtner von dessen Tante, Mad. Rehberg, vorgestellt wurde; beide kamen aber einander bald näher, sie sahn sich bey Mad. Rehberg sehr oft, wo Lichtner als der Vetter und Wallen als Freund nun fast täglich waren.

Lichtner gewann in einiger Zeit Wallen so lieb, daß es ihm ohnmöglich schien, sich von ihm zu trennen. Sagen Sie mir doch, lieber Freund, redete

er ihn eines Abends an, ich habe sie fast nie fröhlich gesehn, wie kann man in ihren Jahren so finster und ernsthaft seyn.

Das kann ich Sie so gut fragen als Sie mich, antwortete Wallen, warum sind Sie denn immer so schwermüthig?

Lichtner erzählte ihm die Geschichte seiner Gefangenschaft und Louisens Untreue; seine Liebe zu Henrietten, die der wahre Grund seines Mißmuths war, verschwieg er, weil er glaubte, daß er doch etwas dabei wagen könnte, wenn er ihr Zutraun gegen einen Menschen mißbrauchte, den er doch nur erst einige Wochen kannte. Er bemerkte nicht, daß Wallen bei seiner Erzählung unruhig wurde; es fiel ihm auch nicht auf, als er ihn nun noch einmal um die Ursach seiner Schwermuth fragte, daß er antwortete: ach verschonen Sie mich; wenn ich Ihnen meine Geschichte erzählen sollte, so würde ich meinen Kummer erneuern und Sie würden mich vielleicht hassen.

Nach einigen Tagen bat Lichtner seinen Freund, da er nun endlich reisen müßte, ihn nach seiner Vaterstadt zu begleiten. Wallen erblaßte, er suchte verschiedene Gründe, diesen Vorschlag abzulehnen. Lichtner wendete dagegen ein, er habe

ihm selbst oft gesagt, daß ihm jeder Aufenthalt gleich sey: er hatte so viel für diese Reise zu sagen, daß sich Wallen endlich entschließen mußte seine Einwilligung zu geben; ja er mußte sogar versprechen, daß er in Lichtners Hause wohnen wollte.

Sie nahmen also von allen ihren Freunden in M— Abschied; Mad. Rehberg gab Lichtnern einige Briefe. Wenn Sie durch P. reisen, sagte sie, so werden sie sich gewiß einige Tage aufhalten; darf ich Sie dann wohl bitten, diese Briefe abzugeben? Lichtner nahm sie höflich an; er erstaunte aber ein wenig, sie waren an Carolinen St. und ihre Tante. So lerne ich bei der Gelegenheit noch meines Freundes Darnberg ehemalige Geliebte kennen, sagte er zu Wallen, wir haben ein gleiches Schicksal in der Liebe, setzte er scherzend hinzu, sie hat ihn auch vergessen.

Die beiden Freunde reisten ab und kamen nach einigen Tagen in P— an. Lichtner ging schon am folgenden Morgen, um seine Briefe abzugeben. Die außerordentliche Aehnlichkeit, die Caroline mit Henrietten hatte, verwirrte ihn etwas. Die Tante war ein altes sehr häßliches Weib, die Zeit aber, die zwischen ihrem zwanzigsten und funfzigsten Jahre lag, war ihr so schnell vergangen, daß

sie

sie sie gar nicht bemerkt hate, und sich daher immer noch für sehr jung hielt. Lichtner und sein Freund wurden zum Mittagsessen eingeladen; er nahm es im Namen seines Freundes an.

Lichtner konnte sich nicht einbilden, daß Caroline dem Baron untreu seyn könnte, ihr sanftes Wesen und die unbegränzte Ehrlichkeit in ihrem Gesicht, und vor allen die Aehnlichkeit mit Henrietten, machten es in seinen Augen ohnmöglich.

Wallen und er fanden sich zur bestimmten Zeit ein; Caroline war in dem Saale, wo man sie einführte, allein; er war selbst zu sehr mit ihr beschäftigt, als daß er hätte bemerken können, daß sein Freund äußerst verwirrt die Augen auf den Boden heftete.

Verzeihn Sie meine Herrn, sagte Caroline, meine Tante wird so gleich die Ehre haben. Beide verbeugten sich.

Sie sind Herr Lichtner, fragte sie schnell, indem sie sich schüchtern zu ihm wandte.

Zu Ihrem Befehl.

Ver=

Verzeihn Sie, ich kannte einmal einen Baron Darnberg, er hat mir oft Ihren Namen als den, seines vertrautesten Freundes genannt, ich weiß nicht, ob Sie derselbe sind.

Ich bin es Mademoisell. Mein Freund nannte mir auch oft Ihren Namen, und sprach, als von einer Person, die ihm auf der Welt das Theureste sey.

Ich glaube nicht, daß er das noch thun wird, sagte Caroline lächelnd, mit Lächeln und unterdrückten Thränen.

Sie thun meinem Freunde Unrecht, ich bin überzeugt, daß —

Die Tante trat herein und entschuldigte ihr Ausbleiben. Man setzte sich zu Tische. Wallen saß neben Carolinen, Lichtner mit der Tante ihnen gegen über. Er bemerkte, daß seines Freundes Augen immer auf seine Nachbarin geheftet waren, und daß er eine Unruhe und Verwirrung mit Gewalt unterdrücken wollte.

Alle Mühe, die er sich gab, Carolinen noch einige Augenblicke allein zu sprechen, war vergeblich. Sie wurden auf den andern Abend in den

Garten der Tante gebeten. Lichtner nahm es sogleich an. Wallen machte einige Einwendungen, die sein Freund alle sehr leicht hob; er mußte versprechen, auch zu kommen.

Haben Sie sich denn in einigen Stunden in Carolinen so sehr verliebt, daß Sie sich fürchten, sie wieder zu sehn? Ach Freund, sagte Wallen, wenn Sie wüßten, wie viel Qual ich diesen Mittag ausgestanden habe, sie würden nicht mit mir scherzen; ich weiß nicht, woher es kam, daß sich mir so viele Erinnerungen aufdrängten?

Am folgenden Abend hatte Lichtner Gelegenheit, Carolinen allein zu sprechen; er erzählte ihr, wie sehr sie der Baron noch liebe, und wie untröstlich er über ihre vermeinte Untreue sey. Caroline sagte ihm, daß die Tante selbst in den Baron verliebt gewesen wäre, und aus Eifersucht habe sie sie aus der Pension, worin sie seit dem Tode ihrer Eltern gelebt hätte, weggenommen, und sie gezwungen, bei ihr zu wohnen. Lichtner hatte aus freundschaftlicher Hitze, in der er von des Barons Liebe sprach, unendlich übertrieben, ohne daß er es gewahr wurde. Caroline fühlte sich nun doppelt unglücklich, sie begehrte Rath von ihrem neuen Freund. Er wagte es, ihr vorzuschlagen, sie möchte in seiner Gesellschaft in

Mannskleidern nach seiner Vaterstadt reisen, in des Barons Arme eilen, und ihn für seine Zärtlichkeit belohnen. Caroline wurde anfangs über diesen Vorschlag bestürzt; aber Lichtner sprach mit solcher Wärme für seinen Freund, er machte es ihr so deutlich, daß sie ihm für seine langen Leiden dies Opfer schuldig sey, daß sie endlich einwilligte. Lichtner schlug ihr vor, daß er sie schon am andern Abend in seiner Wohnung verbergen und erst den folgenden Tag abreisen wollte, damit der Verdacht ihrer Entführung nicht sogleich auf ihn fiele.

Dieser Vorschlag wurde ausgeführt. Caroline entkam aus ihrer Tante Hause; Lichtner versorgte sie mit Mannskleidern, nahm von der Tante Abschied, die es ihm verschwieg, daß sie ihre Nichte vermißte, weil sie glaubte, die Schande fiele mit auf sie. Sie reisten ab, und kamen glücklich in Lichtners Wohnung an.

Wallen war auf der Reise immer schwermüthiger geworden; er sprach jetzt gar nicht, und man bemerkte oft Thränen in seinen Augen. Lichtner hatte dem Baron nicht geschrieben, daß er Carolinens Bekanntschaft gemacht hätte, noch weniger, daß er sie mitbrächte; er wollte ihn freudig überraschen. Er wünschte herzlich, die Reise möchte

erst

erst geendigt seyn; Caroline war sehr ängstlich; sie machte sich selber Vorwürfe über den Schritt, den sie gethan hatte.

Was wird selbst der Baron von mir denken, sagte sie zu Lichtner, daß ich mit einem mir fast ganz fremden Mann meiner Tante entlaufe, und doch habe ich es aus Liebe zu ihm gethan! was wird nun erst die ganze Welt sagen? Er suchte sie zu trösten, und fühlte, daß er seinem Freunde ein Opfer brächte, wenn er sie ihm zuführen und dies Bild von Henrietten verlieren würde.

Endlich kam man spät in der Nacht an. Lichtner wieß Carolinen bequeme Zimmer an. Am andern Morgen, sagte er ihr, daß sie seinen Freund auf die angenehmste Art überraschen wollten. Sie zog wieder weibliche Kleider an, fuhr mit Lichtner hin; Wallen bat, man möchte ihn zu Hause lassen.

Der Baron und Louise erwarteten mit großer Angst den hintergangenen Freund. Darnberg hatte diesen Morgen ein Geschäft; er verließ seine Gattin, mit dem Versprechen, in einer Stunde wieder zu kommen. Die Zeit war beinah vorüber, als sie einen Wagen halten hörte; sie trat zum Fenster und glaubte, es sey der Baron; vor

Schrek-

Schrecken sank sie aber auf einen Stuhl, als sie Lichtner und eine Dame aussteigen sah. Als sie sich ein wenig erhohlt hatte, kam ihr der Gedanke ein, er könnte wohl verheirathet seyn, und dem Baron seine Frau vorstellen wollen; um desto ehr müsse er ja dann ihre Heirath billigen.

Lichtner und Caroline traten in das Zimmer; er trat erblaßt zurück, als er Louisen erblickte; lieber Lichtner, sagte sie, indem sie ihm mit verbindlichen Worten entgegen ging, ich und der Baron, wir haben sehr ihre Verzeihung nöthig.

Wie so? fragte er verwirrt.

Ich hoffe, das diese liebenswürdige Dame ihre Gemahlin ist, das ist mir ein Beweis, daß Sie mich vergessen haben, um desto leichter werden Sie verzeihn.

Was? rief Lichtner vor Angst zitternd; eine Ahndung, von denen was vorgefallen seyn könnte, kam in sein Herz.

Ich bin Darnbergs Gattin, sagte Louise schnell, mit niedergeschlagenen Augen; Caroline sank ohnmächtig nieder. Lichtner war beschäftigt ihr beizustehn; Louise stand erstarrt als der Baron her-

hereintrat. Nichtswürdiger! schrie ihm Lichtner entgegen; der Baron stand erblaßt, und sahe wechselsweise seinen Freund, seine Gattin und Carolinen an. Diese schlug die Augen auf und ihr erster Blick traf den Baron. Mit einem Schrei verbarg sie ihr Gesicht in Lichtners Busen, der sie noch immer in seinen Armen hielt, und begehrte leise, er möchte sie fortschaffen; er nahm ihren Arm und führte sie zum Wagen, sie sprach kein Wort. Als sie vor seiner Wohnung ankamen, führte er sie auf ihr Zimmer; sie bat, sie allein zu lassen.

Er verließ sie mit einem Herzen voll Mitleid; er wünschte seinen Freund Wallen zu sprechen, um ihm das Unglück der armen Caroline und die Treulosigkeit seines Freundes zu erzählen. Als er auf sein Zimmer kam, sah er ihn am Tisch sitzen, sein Kopf ruhte in seiner Hand, und große Thränen flossen über sein bleiches Gesicht; ein noch versiegelter Brief lag vor ihm. Mein Freund, was ist Ihnen? fragte Lichtner, von neuem bestürzt. Hier ist ein Brief an Sie, sagte Wallen schwermüthig, ich kenne die Hand wohl; er ist von Henrietten Bauer.

Und warum sagen Sie denn das so in Bewegung? Ach rief Wallen, sie ist meine Geliebte;

ich bin Stamford, durch dessen Schuld sie gefangen waren, und ihre Braut verlieren mußten, dessen Freundschaft sie suchten und der um alles Unrecht, das Sie um seinetwillen litten, bestraft wird. Sagen Sie mir mit wenigen Worten, fuhr er hitzig fort, nicht wahr, Sie wollen Henrietten heirathen, und sie hat Ihnen ihr Wort gegeben?

Lichtner suchte seinen Freund zu beruhigen; er erzählte ihm seine Bekanntschaft und entdeckte ihm auch seine Liebe zu Henrietten; aber auch die ganze Art, wie sie seine Erklärung aufgenommen; er verschwieg ihm auch nicht, daß er den Auftrag habe, ihn aufzusuchen und ihm mit seinem Glück bekannt zu machen.

Wallen war vor Freude außer sich; man beschloß, daß er noch denselben Tag an seine Geliebte schreiben, und seinen und ihren Kummer endigen sollte. In dieser Freude hatte Lichtner auf einige Augenblicke die unglückliche Caroline vergessen, er wollte eben seinen Freund mit ihrer Geschichte bekannt machen, als ihm ein Bedienter meldete, daß sie ihn zu sprechen verlangte. Er eilte sogleich zu ihr.

Als er in ihr Zimmer kam, fiel ihm die Aehnlichkeit mit Henrietten gleichsam ganz von neuem auf. Sie saß eben so wie jene an dem Morgen, als er das Geständniß seiner Liebe wagen wollte, blaß mit verweinten Augen im Sopha. Sie verlangte, er sollte sogleich ihrer Tante den ganzen Vorfall schreiben und sie sogleich zurückschaffen. Er wollte sie gern von seiner Unschuld überzeugen, und wollte ihr alle Briefe des Barons vorlegen. Sie versicherte, daß sie ihm glaube, und bat um die Erfüllung ihrer Bitte.

Lichtner wagte es, ihr den Zorn ihrer Tante vorzustellen; sie fing von neuem an zu weinen. Endlich bat er, sie möchte es einige Tage überlegen, ob sie sich entschließen könnte, seine Hand anzunehmen. Caroline wurde verwirrt, und schon am folgenden Tage erhielt Lichtner ihre Einwilligung.

Stamford hatte indessen an Henrietten geschrieben, er wagte es nicht, selbst nach L — zu reisen; denn obgleich der Kaufmann wieder hergestellt war, so fürchtete er dennoch seine Rache.

Henriette war sehr erfreut, als sie diesen Brief ihres Geliebten erhielt; sie entschloß sich, mit ihrer Mutter nach Lichtners Wohnort zu ziehen.

hen. Sie benachrichtigten Stamford von diesem Entschluß, und bestimmten die Zeit ihrer Abreise.

Lichtner feierte seine Hochzeit mit Carolinen, und erhielt von ihrer Tante, der Entführung wegen, Vergebung. Beide Freunde reisten nun der Mad. Bauer und ihrer Tochter entgegen. Stamford und Henriette waren entzückt, sich wieder zu sehn. Henriette scherzte mit Lichtner, daß sie ihn schon als Ehemann fände. Sie und ihre Mutter mietheten ein Haus neben Lichtners Wohnung; ihre Hochzeit wurde sehr bald vollzogen. Beide Familien lebten nun in der unzertrennlichsten Freundschaft; auf Henriettens Anrathen versöhnten sie sich auch wieder mit dem Baron und Louisen.

XXXI.

Zwey Freunde reisten mit einander, der eine blos um zu reisen; der andre um Bemerkungen, statistische und philologische, besonders aber psychologische einzusammeln. Er besuchte daher alle Irrenhäuser, Zuchthäuser und dergleichen Orte, die als eben so viele Satiren auf den Menschen aufgestellt sind. Jetzt war ihm das Fach der Stillmelankolischen besonders interessant geworden; er hatte einige so seltsame Exemplare angetroffen, daß er sie mit einem ganz besondern Eifer aufsuchte. Der simple Reisende mußte immer so viele seiner Bemerkungen anhören, daß er sich beinahe auch darüber in einen psychologischen Reisenden verwandelt hätte.

Sie kamen in eine Stadt, in der sie ein paar Tage zu bleiben beschlossen. Indeß der Reisende spatzieren ging, suchte der Psycholog Bekanntschaften aufzutreiben. Er hatte einige Briefe abzugeben, und bei dieser Gelegenheit lernte er einen andern Psychologen kennen; denn sie sind jetzt nicht mehr so selten, wie ehedem. Sie kamen sogleich auf ihr Lieblingsgespräch, und Winkler versprach unserm Psychologen zu einer äußerst interessanten Bekanntschaft zu verhelfen. Es lebe nämlich ein Mann in der Stadt, der in einem gewissen Grade toll zu nennen sey, und doch übrigens dabei so vernünftig, wie alle andre Menschen.

Sie besuchten ihn noch an demselben Tage. Der Tolle saß und arbeitete; denn es war ein Geschäftsmann, und es hätte sich keiner dürfen merken lassen, daß man ihn für einen Tollen ansah. Er stand auf und bewillkommte die Eintretenden, ließ sich den Psychologen vorstellen; denn Winkler war sein guter Freund und besuchte ihn häufig. Man setzte sich, und der Tolle sprach so gesetzt und vernünftig, daß der Psycholog beinah eingeschlafen wäre.

Winkler suchte wie ein geschickter Steuermann die Unterredung zu lenken, und es gelang ihm end-

endlich, den Tollen auf den Punkt zu bringen, auf dem er wirklich toll erschien.

Ich will Ihnen die wunderbare Geschichte erzählen, sagte der Tolle, und stellte zwey Stühle vor sich hin; er maß es sehr genau ab, wie sie nebeneinander stehn mußten, und der Psycholog, der den Zusammenhang der Stühle mit der Erzählung nicht begreifen konnte, fing an, sich eine reiche Erndte von Beobachtungen zu versprechen.

Es war im Herbst, fing der Tolle an, jetzt mögen es ungefähr zehn Jahr seyn, daß ich Briefe erhielt, daß einer meiner besten Freunde, der dreißig Meilen von hier wohnte, sehr gefährlich krank liege, daß man an seinem Aufkommen fast verzweifle. Ich war Tag und Nacht bekümmert, und fürchtete an jedem Posttage, die Nachricht seines Todes zu erhalten. Die Briefe blieben wieder aus, und wie es den Menschen oft geht, über dringende Geschäfte vergaß ich meinen Freund etwas mehr. An einem Morgen pocht es an meiner Thür; sie öffnete sich, und mein krank geglaubter Freund trat herein, frisch und gesund. Ich eile ihm in die Arme, ich weiß mich vor Freuden nicht zu lassen, und er thut kalt und befremdet; er giebt mir einen Brief und verläßt mich bald darauf, weil er weiter reisen müsse. Ich

 konn=

konnte ihn und mich nicht begreifen; als er fort ist, eröffne ich den Brief — und nun denken Sie sich mein Entsetzen! — er enthielt nichts anders, als die Nachricht, daß eben dieser Mensch endlich nach einer langwierigen Krankheit gestorben sey. Ich wußte mich durchaus nicht zu fassen, ich war betrübt, und alle meine Ideen verwirrten sich. Ein Schwindel nach dem andern zog durch meinen Kopf.

Mein Bedienter war ausgegangen und kam zurück; er hatte natürlicherweise Niemand gesehn, keiner im Hause hatte jemand zu mir gehn sehn; der Briefträger wollte von keinem Briefe wissen, den er mir gebracht hätte, denn ich fiel darauf, daß alles übrige, außer dem Briefe, den ich immer in der Hand hielt, nur meine Imagination seyn könne.

Sehn Sie, hier stand der Stuhl, auf dem ich gesessen habe, so neben mir saß mein Freund. Ich wußte recht gut, daß ich die Stühle in meiner Stube sonst nie so stelle, weil nichts das Gemüth so verwirrt, als ein unordentliches Zimmer; am Morgen war zwar der Barbier da gewesen, der den Stuhl auch so neben mich gestellt hatte, aber er hatte ihn wieder auf die Seite gesetzt, wie er gewöhnlich zu thun pflegt.

Konn-

Konnte er es an diesem Tage nicht vergessen haben? fiel der Psychologe ein.

Ich glaubte es auch, antwortete der Tolle; allein wie kam der Brief in meine Hand? Ich will Ihnen alles zugeben und diese Frage bleibt immer noch unbeantwortet. Sie glauben nicht, wie ich alles mögliche aufgeboten habe, um mich zu beruhigen; aber es war umsonst, so, daß ich gezwungen bin, zu glauben, ich habe damals ein Gespenst gesehn.

Ich würde noch immer zweifeln, sagte der Psycholog.

Das thue ich auch, antwortete der Tolle, und das ist eben das quälendste bei der Sache, so oft ich daran zurückdenke, denn wäre ich vollkommen überzeugt, so wäre ich ruhig; allein dies ewige Schwanken hin und her, dieses unaufhörliche Zweifeln versetzt mich zuweilen in einem Zustand, der der Verrücktheit nicht unähnlich ist.

Man trennte sich, und der Psycholog ging nach Hause. Wie bescheiden dieser Mann von sich denkt, sagte er zu sich selber; es ist überhaupt merkwürdig, wie die beiden äußern Enden der Tollheit der gesunden Vernunft so ganz ähnlich

 sehn,

sehn, und wie die Tollheit nur in der Mitte eigentlich Tollheit zu nennen ist, und doch kann man auf den Linien die Punkte nicht auffinden, wo man sagen könnte: hier hebt der Wahnsinn an.

Sein Kopf war ganz verwirrt, denn ein Verrückter, der über seinen Zustand so billig gedacht hatte, war ihm noch nicht vorgekommen. Er hätte ihn so gern für vernünftig gehalten, aber die Geschichte mit dem Gespenste und daß er zu seiner Erzählung immer die beiden Stühle nöthig hatte, machte es ihm unmöglich.

Als der Psycholog im Wirthshause ankam, erzählte er den ganzen Vorfall dem Reisenden, der darüber etwas nachdenklich wurde. — Und was sagen Sie dazu? schloß der Psycholog, es ist doch nicht anders möglich, als daß alles doch nur Imagination gewesen sey.

Er kann den Menschen aber vielleicht wirklich gesehn haben, antwortete der Reisende.

Wie? rief der Psycholog und sah seinen Gefährten an, den er nach dieser Aeußerung selber für einen würdigen Gegenstand der Beobachtung halten mußte.

Lassen

Lassen Sie mich eine kleine Geschichte erzählen, sagte der Reisende. Es sind zehn Jahr, als ich durch diese Stadt reiste, auf der letzten Station erhielt ich von einem Unbekannten einen Brief, den ich hier abgeben sollte; er hatte selbst gedacht, hieher zu reisen, aber ein Zufall nöthigte ihn, seine Route zu verändern. Ich frage den Mann aus, an den der Brief addreßirt ist, denn ich hatte Eil, weil ich gleich weiter wußte; ich öffne die Thür und ich sehe einen ganz fremden Menschen; aber er eilt sogleich auf mich zu und umarmt mich herzlich, er freut sich unendlich und wir setzen uns. Ich war in der peinlichsten Lage, weil ich glauben mußte, mich bei einem tollen Menschen zu befinden; ich eile fort; er will mich nicht fortlassen und ich bin froh, als ich das Haus erst wieder hinter mir sehe.

Wenn Sie dem Gestorbenen ähnlich sehn, rief der Psycholog, so ist Niemand anders, als Sie das Gespenst!

Allerdings, sagte jener.

Eine Auflösung, die die Psychologie niemals zu Stande bringen könnte, merkte der Psycholog an.

Beide

Beide Reisenden gingen zu Herrn Winkler, man besuchte den Tollen noch einmal; alles klärte sich so auf, wie es der Reisende vermuthet hatte. Der Tolle gestand, daß der Reisende seinem gestorbnen Freunde noch jetzt sehr ähnlich sehe. –

Der Psycholog setzte sich nieder, diese Geschichte aufzuzeichnen, verlohr das Blatt auf einer Station und so fiel es in meine Hände.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

/ Tieck, Ludwig, / Musäus, Johann Karl August,

Straußfedern

Bd.: Sechster Band

1797

Coburg, Landesbibliothek -- D II 7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940403-2